A 7187

akzente

für Theologie und Dienst

RGAV
Dienstgemeinschaft
für Verkündigung und Seelsorge e.V.

Inhalt

Wort des amtierenden Vorsitzenden
Matthias Genz

Einige Gedanken zur Erneuerung der Gemeinde – nachgelesen bei Ph. J. Spener
Dr. Klaus vom Orde

Was morgen zählt – Gemeinde im Aufbruch, Gemeinschaft für morgen
Direktor Hans-Georg Filker, Berlin

Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche
Generalsuperintendent i.R. Dr. Rolf Wischnath

Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm
Präses Dr. Christoph Morgner

Buchbesprechungen
Martin Leupold

Aus der Geschäftsstelle
Karl-Heinz Schlittenhardt

Nummer

2

100. Jahrgang

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
www.rgav.de

Amtierender Vorsitzender
bis 21.04.2005:

Matthias Genz
Burchardstraße 20
39114 Magdeburg
Telefon: 0391/8116965
Fax: 0391/5575770
E-Mail: MGenzLKG@aol.com

Geschäftsführer:

Inspektor Karl-Heinz Schlittenhardt
Baustraße 2, 17489 Greifswald
Telefon: 0 38 34 - 594 - 150
Fax: 0 38 34 - 594 - 175
0 38 34 - 594 - 199
E-Mail: Schlittenhardt@rgav.de

Der Bezugspreis von 14,30 EUR einschließlich Porto und Versand
ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Bankverbindung: EKK Eisenach, Konto-Nr. 416 649 (BLZ 820 608 00)
Bestellungen und Adressänderungen bitte
an die Geschäftsstelle in Greifswald richten!

Redaktionsgemeinschaft:
Endredaktion: Landesinspektor Matthias Dreßler,
Theodor-Körner-Str. 24, 09221 Neukirchen
Telefon/Fax (privat): 03721-271-355
(dienstlich): 0371-515-930
E-Mail: Dressler@rgav.de
Bereich Referat: Prediger Dietmar Kamlah, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Dozent Martin Leupold, Paul-Fischer-Straße 2, 16259 Falkenberg/Mark
Bereich Bibelarbeit + Bücher: Prediger Robert Lau, Bramkamp 39, 49076 Osnabrück
Bereich Buchbesprechung: Prediger Christoph Reumann, In der Hohl 5, 67752 Wolfstein/Pfalz
Kontakt Verfasser: Prediger Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg
Organisation Sitzung: Inspektor Traugott Kögler, August-Bebel-Straße 15, 15569 Woltersdorf

(Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt
die Meinung der Redaktion wieder.)

Weitere Mitarbeiter
an diesem Heft: Direktor Hans-Georg Filker, Berliner Stadtmission,
Lenaustr. 4, 12047 Berlin
Präses Dr. Christoph Morgner, Im Steingarten 11, 57074 Siegen
Dr. Klaus vom Orde, Gnadauer Theologisches Seminar Falkenberg,
Uchtenhagen 3, 16259 Falkenberg
Generalsuperintendent i.R. Dr. Rolf Wischnath,
Brunnenstr. 9, 33332 Gütersloh

Verlag: Selbstverlag

Druck und Versand: Design & Druck C. G. Roßberg · Inh. Christa Frohburg
Gewerbering 11 · 09669 Frankenberg/Sa.

Wort des Vorsitzenden

Matthias Genz

„Das bin ich mir wert“, sagt die lächelnde Schönheit, während sie das tolle Haarpflegemittel vor der Kamera präsentiert. „Das bin ich mir wert“, sagt der braun gebrannte sportliche Typ, der auf dem Deck seiner Superjacht Champagner genießt.
„Das bin ich mir wert“, ist das Lebensmotto der Besserverdienenden in unserer Gesellschaft geworden.
Unser Gott hat da einen ganz anderen Akzent gesetzt! Er sagt: „Das bist Du mir wert!“. Er hat dies nicht bloß eben mal so dahergesagt. Er hat sich dies richtig was kosten lassen. Gott hat nicht gekleckert und geknausert, sondern alles investiert. „Das - ja einen Christus - bist Du mir wert“. Vor dieser Investition der Liebe stehe ich immer wieder neu staunend und tief betroffen.
Stellen Sie sich mal vor, was sich in unserem Land, in unseren Gemeinden verändern würde, wenn dieses Lebens- und Liebesmotto unser Leben bis in die letzte Faser durchdringt. Verdrängen Sie den Gedanken nicht gleich wieder mit dem Argument, es wäre ja doch nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Viele Tropfen kühlen den heißen Stein auch. In mir brennt eine Sehnsucht, dass dieses Lebensmotto mein und Ihr Leben bis in die letzte Faser durchdringt.
Ich träume davon, dass das große Schlagwort unserer Dienstgemeinschaft – „Zusammenstehen“ – untermauert ist von diesem Lebensmotto. „Das bist Du mir wert!“ Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was Ihnen unsere Dienstgemeinschaft wert ist? Ich merke, wie schnell ich bei solchen Fragen dabei bin, eine Kosten-Nutzen-Rechnung aufzustellen. Solche Rechnung hat am Ende einen klaren Kosten – Nutzenfaktor, der nur noch in Euro umgerechnet werden muss. Traurigerweise merke ich dabei erst viel zu spät, wie es mir doch wieder um mich und nicht um den anderen geht. Unsere Dienstgemeinschaft lebt ganz wesentlich von den Akzenten der Liebe, die jeder Einzelne setzen kann.

Ich rufe Dich einmal an, das bist Du mir wert. Ich bete für Dich in Deiner schwierigen familiären Lage, das bist Du mir wert. Ich besuche Dich im Krankenhaus, das bist Du mir wert. Ich stehe Dir mit meinen Kontakten und Beziehungen zur Verfügung, das bist Du mir wert.
Aber auch als Dienstgemeinschaft im organisatorischen Sinn ist diese Frage, was Ihnen unsere Dienstgemeinschaft wert ist, von großem Wert. Als Vorstand bewegt uns die Frage, wie es weitergehen kann, ganz brennend. Ich habe den Eindruck, hier berühren wir eine der Schlüsselfragen.
In dieser Ausgabe der „akzente“ finden Sie nach alter Gewohnheit wieder eine Zahlkarte. Legen Sie die Zahlkarte bitte nicht zu den vielen anderen Spendenkarten auf den Stapel „eventuell“. Ich möchte Sie sehr herzlich bitten, diesen Zahlschein unter dem inneren Eindruck „das bist du mir wert“ auszufüllen. Im Namen Jesu möchte ich Ihnen dafür danke sagen. Die Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge braucht dringend Menschen, die auch finanziell ihre Wertschätzung zum Ausdruck bringen.

In herzlicher Verbundenheit

Ihr Matthias Genz

Einige Gedanken zur Erneuerung der Gemeinde

nachgelesen bei Philipp Jakob Spener, dem „Vater des Pietismus“

Dr. Klaus vom Orde

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ So reagiert Nathanael naserümpfend auf die Botschaft des Philippus, er habe den Messias getroffen (Joh 1,46). Ähnlich mag es solchen gehen, die bei der ja durchaus aktuellen Frage nach einer Erneuerung der Gemeinde einen Blick in die Geschichte werfen. „Hier und heute gilt es zu handeln!“ So lautet der manchmal unwirsche Einwand. Ihm kann nur – in Abwandlung eines berühmten Wortes von Karl Barth[1] – mit dem Seufzer begegnet werden: „Aktueller müssten sie sein – die Vertreter des Hier und Heute!“ Denn es ist leicht einzusehen, dass es für verantwortungsbewusste Menschen nicht ausreichen kann, nur für den Augenblick zu leben. Menschsein hat wesentlich mit der Vorbereitung und Gestaltung der Zukunft zu tun. Mittel- und langfristig angelegte Antworten gilt es auf die Fragen des Lebens – auch des Christenlebens – zu finden. Christsein allein für den Augenblick wird von Paulus sehr kritisch beurteilt – auch angesichts der Hoffnung auf die baldige Wiederkunft Christi (vgl. 1 Thess 4,11). Planvolles und verantwortliches Leben kann freilich nur geschehen, wenn man die nötige Lebenserfahrung mitbringt. Dazu sind Menschen mit Gedächtnis ausgerüstet, aber – darüber hinaus! – ist es möglich, das persönliche Gedächtnis durch die Erfahrungen anderer Menschen zu erweitern. Deshalb kann eine aktuelle und verantwortungsvolle Lebensgestaltung umso besser geschehen, je weiter man die Erfahrung absteckt. Und das will der Blick in die Geschichte bewirken. Geschichtsbewusstsein gehört also ebenso zum gelingenden Menschsein wie Zukunftsplanung.[2]

Manchmal helfen besondere Gedenktage und -jahre den Blick auf die Geschichte zu richten. Dies gilt auch hier. **Am 5. Februar 2005 jährt sich der Todestag Philipp Jakob Speners zum 300. Mal.** Im Bereich der Gemeinschaftsbewegung wird an manchen Stellen auf ihn als den „Vater des Pietismus“ hingewiesen. Das gilt nicht nur für Veröffentlichungen. Bis heute gibt es Institutionen und Werke, die sich nach Spener benennen.[3] Für diese wie für alle, die diesem Theologen des 17. Jahrhunderts besondere Bedeutung zumessen, gilt es insbesondere nachzufragen, worin seine Besonderheit lag, und – vor allem! – ob es sich überhaupt lohnt, noch heute über sein Werk zu sprechen.

An dieser Stelle sollen einige Überlegungen aus seinem Werk, besonders aber aus der „Programmschrift des Pietismus“, den Pia Desideria, zu einem Thema zusammengetragen werden, die heute alle christlichen Kirchen und Gemeinden beschäftigen: Was können wir – angesichts eines so massiven Säkularisierungsschubs – zu einer Erneuerung der christlichen Gemeinde tun? **Mission ist schon längst kein Spezialwort**

der frommen – pietistischen – Kreise mehr, sondern wird inzwischen ohne besondere Scheu auch von landeskirchlichen Repräsentanten auf allen Ebenen benutzt.[4] Als eine Folge der EKD-Synode, die im November 1999 in Leipzig stattfand[5], ist ein „Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung“ an der Universität Greifswald entstanden.

Was hat das alles mit Spener zu tun? Zum einen etwas ganz Elementares: Damals wie heute lässt sich ein gleiches Bestreben erkennen. Heute wird formuliert: „Wir brauchen eine Erneuerung der christlichen Gemeinde hin zu einer missionarischen Gemeinde!“ In Speners Sprache heißt dies: „Hertzliches Verlangen nach Gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirchen“. „Hertzliches Verlangen“ ist dem einigermaßen in der Pietismusgeschichte Bewanderten in der lateinischen Übersetzung besser bekannt: „Pia Desideria“. Die sog. „Programmschrift des Pietismus“ setzt sich also mit einer der brennendsten Fragen, die heute gestellt werden, auseinander.[6]

Das mag noch nicht gleich jedem Missionar und Gemeindeerneuerer imponieren - gab es doch zu allen Zeiten Menschen, die eine Verbesserung der christlichen Gemeinden ihrer Zeit für nötig hielten. Sollten Vorschläge und Überlegungen aus der Vergangenheit überhaupt bedeutsam werden, müssten noch grundlegendere Dinge oder weitere Ähnlichkeiten auftauchen als das gemeinsame Interesse. Johannes Wallmann, Pietismusforscher und ausgewiesenermaßen bester Kenner Speners, schreibt: „Spener ist der erste evangelische Theologe, der von der Idee des konfessionellen Einheitsstaates abrückt, in der die mittelalterliche Idee der Einheit von Staat, Kirche und Gesellschaft ... weiterlebte. **Spener ist der erste Theologe, der erkannt hat, dass ... im Atheismus die größte Gefahr für die christliche Kirche heraufzieht.** Er hat als erster in der evangelischen Christenheit den für die Neuzeit bestimmenden Prozeß der Säkularisierung deutlich gesehen und sich nicht um dessen Bekämpfung bemüht, sondern darum, die richtigen Konsequenzen aus diesem irreversiblen Prozeß zu ziehen.“[7]

Die besonderen Fragestellungen, denen sich die christliche Kirche heute entgegengestellt sieht, haben ihre langen Schatten voraus geworfen. Verantwortungsträger christlicher Gemeinden brauchen also nicht unbedingt auf die Schwierigkeit hinzuweisen, in einer bisher unbekannten Situation zu leben und zu arbeiten. Weiterhin ist es auch nicht nötig, allein auf die vorkonstantinische Kirche zu verweisen, die im heidnischen römischen Staat existierte und die deshalb in Parallelität zur heutigen säkularen Gesellschaft wahrgenommen wird. Ein Blick auf Spener bietet sich für Verantwortungsträger in Kirche und Gemeinde geradezu an, wenn dort die Grundlinien heutiger Herausforderungen wenigstens schon erahnt wurden.

Spener war der erste, der in der Diagnose der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit neue Aufgaben entdeckte, und auch der erste, der der evangelischen Kirche „neue Medikamente“ verschrieb. Dabei wird man aber nicht sagen können, dass er dies alles selbst entdeckt hat, sondern er hatte die Offenheit, sich auch an „unge-

wöhnlichen Stellen“ umzusehen, also an Stellen, die ihn für seine – vor allem orthodoxen, theologischen – Zeitgenossen verdächtigt machten. Diese „ungewöhnlichen Stellen“ bzw. Aussagen bewirkten es sehr schnell, ihn zu verdächtigen, Lehren anzuhängen, die der Rechtgläubigkeit evangelischer Lehre widersprachen. Er selbst klagt in den Pia Desideria: „Ich erschrecke und schäme mich fast, so offt ich daran gedencke, daß die lehre von der ernstlichen innerlichen gottseligkeit etlichen so gar verborgen und unbekandt solle seyn, daß, wer dieselbe mit eiffer treibet, kaum bey einigen den verdacht eines heimlichen Papisten, Weigelianers oder Quäckers vermeiden kann.“[8] Diese Verdächtigungen beklagte er, aber er scheute sie nicht, denn es ging ihm nicht um sich selbst, sondern „zu seinen heiligsten Ehren [und] vieler Seelen Heyl“[9] zu wirken. Was ihn bei alledem auszeichnete und es ihm ermöglichte, seinen Blick weit schweifen zu lassen, war die Tatsache, dass er den Bezugsrahmen gut kannte: Nur weil er tief verwurzelt war in der reformatorischen Erkenntnis, nach der das Heil von keiner anderen Stelle herkommen kann als von Christus („solus Christus – allein Christus“), der allein in der Heiligen Schrift bezeugt („sola scriptura – allein die Heilige Schrift“) und als Heilsweg geschenkweise gegeben („sola gratia - allein durch Gnade“) ist und der deswegen allein in Glaube und Zutrauen zu diesem Heilsweg vom Menschen angenommen werden kann („sola fide – allein im Glauben“), konnte er im großen Radius dorthin schauen, von woher er sich eine Antwort auf die ihn brennende Frage erhoffte. In der evangelisch(-lutherischen)[10] Kirche verwurzelt, die für ihn wegen ihres Bekenntnisses zu diesen reformatorischen Erkenntnissen die wahre sichtbare Kirche[11] war, konnte er von der „innerlichen gottseligkeit“[12] sprechen, ohne schwärmerisch zu werden. „Innere Gottseligkeit“ oder „deß Heiligen Geistes erleuchtung“ waren für manche von Speners Zeitgenossen Signalworte, die sofort den Verdacht der Irrlehre und des Schwärmertums aufkommen ließen.[13]

Woher kam die Angst vor der Irrlehre gerade an dieser Stelle? Der sog. Spiritualismus war schon während der Reformationszeit eine Gefahr für die Reformationskirchen. Erkennbar und geschichtsträchtig wurde etwa Thomas Müntzer[14], der glaubte, dass die Reformation auf halbem Wege stecken geblieben sei. Zwar sei die Kirche aus der babylonischen Gefangenschaft der – katholischen – Kirche[15], aber noch lange nicht von den Fesseln des äußeren Christentums befreit worden. Dies zeige sich etwa in der dauernden Betonung der Bibel. Zum Glauben könne man auch ohne Vermittlung der Bibel - vielleicht so gar besser? - kommen. So behauptete er: „Wenn einer nu sein Leben lang die Biblien wider[16] gehöret noch gesehen het, künt[17] er wol für sich durch die gerechten[18] Lere des Geistes einen unbetrieglichen Christenglauben haben ...“[19] Wer sich auf die äußeren Kennzeichen des christlichen Glaubens – auf Wort und Sakrament – berufe, sei noch nicht zum rechten Glauben durchgedrungen, sondern hänge einem „getichten Glauben“[20] an.[21] Begründet wird der Kampf gegen diesen ausge-

dachten falschen Glauben damit, den Schaden, der nach dem Tod der Apostel in der Kirche aufgetreten sei, von ihr wegzunehmen.[22]

Auch Spener redet von einer „fleischliche(n) einbildung eines glaubens“, der für „den glauben, der da selig mache“ gehalten werde und deswegen „ein so schrecklicher betrug deß teuffels ist, als irgend ein irrthum gewesen oder seyn mag, einem solchen hirngespänst [sic!] eines sichern menschen die seligkeit zu zuschreiben.“[23] Auch er spricht von dem Schaden, den die Kirche erleidet. Dies geschieht im Anklang an Amos 6,6 mit der Formulierung „Schaden Josephs“.[24]

Worin liegt nun aber der Unterschied zwischen einem mystisch und gleichzeitig apokalyptisch gestimmten Theologen, wie es Müntzer war, und Spener? Vor allem darin, dass Spener das Heil der Menschen nie an den Heilsgütern vorbei zuspricht. **Für ihn kann es weder eine Heilsoffenbarung Gottes unabhängig vom Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt ist, geben, noch kann das Reich Gottes von Menschen, erst recht nicht durch Gewalt, errichtet werden.**[25]

Es ist also folgerichtig, wenn Spener zwar von einer Hoffnung auf einen „bessern zustand seiner Kirchen hier auff Erden“[26] spricht – und damit ein Gedankengut aufnimmt, was nach dem lutherischen Bekenntnis zumindest umstritten war[27] – es aber aufgibt, eine Erneuerung der Kirche durch die Obrigkeit zu fordern. Seit der Reformationszeit – und gerade seit den Bauernaufständen unter der Führung Thomas Müntzers – wurde nämlich dem Landesfürsten die Aufgabe eines Notbischofs zugewiesen.[28] Melanchthon vertiefte diesen Gedanken weiter und wies ihr das Wächteramt über beide Tafeln (des Dekalogs) zu.[29] Speners Lehrer Johann Conrad Dannhauer, Theologieprofessor an der lutherischen Universität Straßburg, verwies[30] auf Jes 49,23 und bezeichnete die weltliche Obrigkeit als „Säugamme und Pflegerin“ der Kirche. Spener selbst nimmt diesen Gedanken in den Pia Desideria auf,[31] beklagt aber, dass die Obrigkeit diese Aufgabe nicht löse.

Weil Spener nun erkennt, dass eine Kirchenerneuerung von oben nicht möglich ist, lässt er alle weiteren Überlegungen dazu vom Wort Gottes ausgehen und beschreibt eine „Bewegung von unten“ – von der Umgestaltung der Menschen durch das lebenschaffende Evangelium her.

Wie dies zu verstehen ist, möchte ich anhand einiger Schneisen, die ich durch die „Pia Desideria“ schlage, erläutern.

Zunächst zur Abkehr von dem Gedanken, die Erneuerung der Kirche von der Obrigkeit zu erwarten: Das vorgestellte Bild der weltlichen Obrigkeit als einer Säugamme der Kirche zeigt die Erwartung, die man in Theologie und Kirche an die weltliche Obrigkeit hatte. So ist es leicht nachvollziehbar, wenn etwa mit großen Erwartungen auf Ernst den Frommen, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg (1601 – 1675) geschaut wurde, der eine Reform in seinem Herrschaftsgebiet einleitete, nach der darauf gedrungen werden sollte, das ganze - private und öffentliche - Leben an der christlichen Lehre und den Geboten Gottes zu orientieren.

Motiv dafür war der Wunsch nach Umkehr der Menschen in seinem Herrschaftsgebiet und darüber hinaus für all diejenigen, die sich von dort anregen ließen.[32]

Spener erkennt die Grenzen solcher Anstrengungen von oben und begründet - fast entschuldigend – die Veröffentlichung seiner „Pia Desideria“ mit dem Hinweis, einige Anstöße zur Verbesserung der Kirche „von unten“ beitragen zu wollen,[33] denn es sei leider unmöglich, ein Konzil oder eine vergleichbare Versammlung (von oben) einzuberufen, in der intensiv über die Mängel der Kirche und ihre Behebung nachgedacht werden könne.[34] Dabei hofft er, „(es) werde auch mir zu keiner Vermessenheit außgedeutet werden können, was ... auß inniglicher Liebe der Gemeinde GOttes und Verlangen nichts zu unterlassen, was zu Göttlicher Ehre möchte dienlich wissen, in solche Vorrede außgeschüttet“ ist.[35] Und um seinen Vorstoß vor der Anklage der Selbstüberhebung gewissermaßen noch einmal abzusichern, verweist er darauf, er habe alles mit seinen Amtsbrüdern in Frankfurt am Main besprochen und die Schrift sei von ihnen – nach einiger Redaktionsarbeit – „stattlich bekräfftigt“ worden.[36] Es wird hiermit also deutlich, wie vorsichtig Spener einen Wechsel der Sicht- und der Vorgehensweise – einen Paradigmenwechsel – einleitet, und dass er sich nicht selbstherrlich als Nothelfer einsetzen will. Er weiß, dass er mit heftigen Schimpftiraden gegen die jetzigen Verhältnisse, mit der Beschreibung einer Utopie[37] oder gar mit dem Setzen von Tatsachen[38] überhaupt nichts erreichen kann.[39] Im Gegenteil: Das, was ihn motiviert, ist die „Liebe der Gemeinde Gottes“[40], was hier so viel heißt wie: die Liebe **zur** Gemeinde Gottes.[41]

Wenn Spener nun eine Erneuerung der Kirche durch eine Bewegung „von unten“ erhofft, kann es nicht anders gehen, als dass die Menschen an der Basis angesprochen werden. Dabei setzt Spener immer voraus, dass weder menschliche Führungs- und Überzeugungsqualität noch äußerer Druck eine echte Erneuerung der Kirche bewirken können, sondern die dem Evangelium innewohnende Kraft zur Veränderung der Menschen.[42] Dies kann aber durch nichts anderes geschehen als dadurch, dass an der Basis das Evangelium mitgeteilt, besprochen, verstanden und umgesetzt wird.

Es ist bekannt, dass Spener nach der Diagnose über den Zustand der Kirche in den Pia Desideria dann einige Vorschläge zur Therapie macht. Untersucht man sie genau, dann lassen sich zwei Grundelemente erkennen: Zum einen der **intensive Umgang mit der Heiligen Schrift**, von wo aus alle weitere Beschäftigung mit der Theologie auszugehen hat, und zum anderen der Umgang mit dem Wort Gottes **durch alle Ebenen der christlichen Gemeinde hindurch** – angefangen von der „Hausgemeinde“[43] über die Kleingruppe, die sich aus verschiedenen Gemeindegliedern zusammensetzt und die Spener „collegium pietatis“ nennt, über Bibelkreise mit Theologieprofessoren und -studenten bis hin zum öffentlichen Gottesdienst, in dem er nicht nur die Auslegung der Perikopen in der Predigt fordert, sondern auf die Möglichkeit der kursorischen Lektüre der Bibel hinweist.[44]

Zunächst einige Gedanken zum Umgang mit der Heiligen Schrift: Spener stellt fest, dass gerade auch in den Reformationskirchen, in denen durch die Übersetzung Martin Luthers auch dem Gemeindevolk die Bibel gegeben worden war, diese nicht genügend verbreitet und bekannt ist. Neben ökonomischen[45] und pädagogischen[46] Gründen lag das daran, dass es zu wenige Verkündiger gelernt hatten, das Evangelium so zu predigen, dass seine innewohnende Kraft bei ihnen selbst und bei ihren Zuhörern spürbar wurde. Spener verweist in diesem Zusammenhang auf die theologischen Streitfragen, die nicht nur in den Hörsälen, sondern auch auf den Kanzeln behandelt wurden. Nun könnte man denken, er deute damit an, dass die Theologie und das theologische Arbeiten als solche als Hemmschuh für die vollmächtigen Verkündigung wirkten. Das Gegenteil ist der Fall: **Spener selbst war nicht nur ein exzellenter Theologe, sondern er forderte von den Geistlichen auch sorgfältiges theologisches Arbeiten**. Was er aber scharf verurteilte, war die Haltung, dass die theologisch richtig getroffene Aussage an sich schon das Ziel erreicht, das die Verkündigung des Evangeliums anvisiert: durch Gottes Geist veränderte Menschen. Deutlich weist er darauf hin, dass zu viele Theologen gewissermaßen auf halbem Weg stecken bleiben.[47] Das war ihnen noch nicht einmal wirklich anzulasten, denn so lernten sie es in den Universitäten. **Deshalb fordert Spener konsequenterweise eine Reform des Theologiestudiums, das nicht das theologische Arbeiten aufgeben, sondern mit Hilfe der theologischen Richtigkeit auch zur Erneuerung der Menschen führen soll.** [48] Und wer beides auf der Universität gelernt hatte – so war Spener überzeugt – würde in ähnlicher Weise auch seinen Gemeindedienst wahrnehmen.

Was kann das für die Frage nach der Erneuerung der Gemeinde heute bedeuten?

Der Umgang mit der Heiligen Schrift gehört in gleicher Weise zentral zu einer lebendigen christlichen Gemeinde. Das scheint selbstverständlich, wird doch in ihr das Heil schaffende Handeln Gottes in die Welt und ihr zugute bezeugt. Ich kenne keine christliche Gemeinde oder Frömmigkeitsform, die die Bibel einfach beiseite legen würde. Dennoch bleibt die Frage nach Umgang und Stellung der Heiligen Schrift unter den Christen genauso wie zu Speners Zeiten. Damals gab es genügend Menschen, die durch den Panzer kontroverstheologischer Fragestellungen nicht zum Leben schaffenden Wort der Bibel durchdrangen.[49] Daneben gab es Menschen, die meinten, im Grunde auf die Bibel verzichten zu können, weil sie in Form von Offenbarungen und besonderen Erfahrungen einen direkten Draht zu Gott hätten.[50] Beiden blieb der Weg zur Quelle des Lebens versperrt. Wieso? Weil sie sich – in bester Absicht und mit frommer Motivation – im Grunde einen anderen Gott erdachten als den, der in der Bibel zu finden ist. Deshalb musste die ersehnte Erneuerung der Menschen ausbleiben. Und wenn diese Erneuerung ausblieb, war es folgerichtig auch nicht möglich, dass sich die Kirche erneuern konnte. Auf die Bibel beriefen sich beide Gruppen. Die einen wussten genau, wie sie zu verstehen war.

Und wer sich ihr anders näherte, als sie es gewohnt waren, wurde als Un- oder wenigstens Irrgläubiger gebrandmarkt. Die anderen verwiesen auf die Bibel – um ihre Erfahrungen und Offenbarungen durch sie bestätigen zu lassen. Gemeinsam war beiden die Gefahr, die Bibel – oder besser den Gott, der sich in der Bibel bezeugt – nicht länger Herr sein zu lassen, sondern sich – je auf ihre Weise – als Herren zu gebärden.[51]

Aus diesem Grund wusste Spener keinen anderen Weg zur Besserung oder Erneuerung der Kirche als den Hinweis darauf, „das Wort Gottes reichlicher unter uns wohnen zu lassen".

Und in Folge dessen konnte es nur zu der zweiten Hauptforderung kommen: Das Wort Gottes muss **von allen** Menschen gehört, gelesen und angenommen werden. Wer es nur durch die Brille eines anderen Menschen liest, macht diesen zum „Herrn" seines Verständnisses. Alles Reden und Auslegen muss dazu führen, dass die Menschen selbst – geistig und geistlich „verdaut" - die Heilige Schrift aufnehmen.[52] Das ist allerdings nicht im einzelgängerischen Sinne gemeint. **Christen sind aufeinander angewiesen. Sie ergänzen sich mit ihren Gaben, Fähigkeiten und Kenntnissen. Deswegen ist das Hören aufeinander, auf dasjenige, was ein anderer – ein Zeitgenosse oder ein Mensch früherer Tage – zur Bedeutung der Bibel sagt, immer auch wichtig.** Spener hat den Austausch über die Bibel in kleinen Gruppen gefordert. Kleine Gruppen bestehen aber nie nur aus denjenigen, die sich im gleichen Raum finden. **Auslegungstraditionen, Menschen, die einzelne Teilnehmer einer Gruppe geprägt haben oder prägen, sitzen immer unsichtbar, aber manchmal alles andere als stillschweigend mit im Kreis.** Es ist gut, wenn diese helfen, die Heilige Schrift zu verstehen und zum christlichen Leben anzuleiten. Schlimm dagegen ist es, wenn solche Meinungen als absolut aufgenommen und vorgetragen werden. Hier forderte Spener das eigene Nachdenken im Angesicht Gottes.

So laufen die Spenerschen Gedanken zur Erneuerung der Kirche, die hier in die zwei Hauptforderungen zusammengeführt sind, am Ende auf einen Punkt hinaus: **Das demütige Hören der Christen, auf den Gott, der das Heil der Menschen in seinem Wort bezeugt.**

Mit diesem Konzentrat ist Spener ein Mahner all derer, die sich mit ihm - nur eben für die heutige Zeit – um eine Erneuerung der christlichen Gemeinde sorgen. Lassen wir Gott den Raum, so zu sein und zu handeln, wie er es will und in seinem Wort bezeugt hat, oder fordern wir von Gott, so zu sein und zu handeln, wie wir meinen, dass er es tun müsste?

Spener reißt den Teufelskreis von Appellen in den Pia Desideria schließlich dadurch auf, dass er von einem **„bessern zustand seiner Kirchen hier auff Erden"**[53] redet. Er tut dies nicht, weil er träumt, sondern weil er diese Hoffnung begründet sieht in den Verheißungen Gottes, die noch erfüllt werden müssen.[54] Und so endet schließlich die Programmschrift des Pietismus mit dem einzig möglichen Hinweis allen Nachdenkens und Handelns über die Besserung und Erneue-

rung der Gemeinde: **„alles zu sein deß grossen GOttes selbs Ehre, und welche auff dieselbe zwecket, seines Reichs Beförderung umb JEsu Christi willen. AMEN.“**[55]

Dr. Klaus vom Orde

ist Direktor des Gnadauer Theologischen Seminars Falkenberg.

[1] Karl Barth, Der Römerbrief, 4. Abdruck der neuen Bearbeitung, München 1926, XII: „Kritischer müssten mir die Historisch-kritischen sein!“

[2] Dieser Beitrag zitiert die Quellen in Originalform und an manchen Stellen ausführlich. Die Leser, die sich dadurch eher behindert fühlen, können - ohne Verstehensverlust - den Aufsatz auch ohne wissenschaftlichen Apparat lesen. Er ist als Hilfe für diejenigen gedacht, die gerne den „Originalton“ wahrnehmen wollen.

[3] Früher hieß der heutige „Francke Verlag“ in Marburg „Spener Verlag“, und in Bochum gibt es eine „Spenergemeinde“.

[4] Z.B. die Veröffentlichung der „Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg“ (heute: Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz) „Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation“, die von der Novembersynode 2000 beschlossen wurde und im Mai 2001 schon ihre dritte Auflage erlebte.

[5] Vgl. dazu den EKD-Text „Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land, EKD-Texte 68, 2001.

[6] Philipp Jakob Spener, Pia Desideria oder Herzliches Verlangen Nach Gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirchen, Frankfurt am Main 1676. Inzwischen ist es schwer, sich zu entscheiden, nach welcher Ausgabe der Pia Desideria zu zitieren ist. Die bislang gängige ist die von Kurt Aland herausgegebene Auflage in der Reihe „Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, Bd. 170, 3. durchges. Aufl. Berlin 1964. Für Laien wurde eine gekürzte und sprachlich bearbeitete - und deswegen für wissenschaftliche Zwecke nicht brauchbare - Edition von Erich Beyreuther besorgt (Pia desideria. Umkehr in die Zukunft - Reformprogramm des Pietismus, 5. durchg. Aufl. Gießen 1995). Eine im Paralleldruck gesetzte zweisprachige Ausgabe (deutsch und lateinisch) wurde in Bd. I.1 der Spener-Werkausgabe (Gießen 1996), verantwortet von K. Aland und B. Köster, veröffentlicht. Da die erstgenannte Ausgabe nicht mehr nachgedruckt wird, wird ab Frühjahr 2005 ein Separatdruck der letztgenannten an deren Stelle treten: Philipp Jakob Spener, Pia desideria, ed. Kurt Aland und Beate Köster, Gießen 2005. Weil sowohl die Beyreuthersche Ausgabe als auch die Werkausgabe einen Seitenschlüssel zu der verbreiteten Ausgabe der „Kleinen Texte“ bieten, soll im Folgenden nach dieser mit der Angabe von Seite und Zeile zitiert werden.

[7] JOHANNES WALLMANN, Eine alternative Geschichte des Pietismus. Zur gegenwärtigen Diskussion um den Pietismusbegriff, in: Pietismus und Neuzeit, Bd. 28, 2003, S. 65 (vgl. schon in: Ders., Philipp Jakob Spener und die Anfänge des Pietismus, 2. überarb. u. erw. Aufl., Tübingen 1986, S. 79).

[8] PD 18, 24-28. - Mit „Papist“ sind Anhänger der römisch-katholischen Lehre gemeint. Valentin Weigel (1533-1588) wurde erst nach seinem Tod durch die Veröffentlichung seiner Schriften bekannt. In ihnen wird eine mystische Frömmigkeit, die sich mehr auf das „innere Licht“ als auf das äußere Wort stützt und sich gegen das kirchliche Amt wendet, vertreten (MARTIN BRECHT, Art. „Weigel, Valentin, in: Ev. Lexikon für Theologie und Gemeinde, Bd. III, Wuppertal und Zürich 1994, 2134f). Die Quäker, eine von George Fox begründete Religionsgemeinschaft, betonten die

Abtrünnigkeit aller zeitgenössischen Kirchen und die Innerlichkeit des im Menschen redenden Christus. Ihren Namen erhielten sie durch körperliche Zustände bei enthusiastischen Geisterfahrungen (Quäker kommt vom englischen Wort to quake = zittern) (H. LARRY INGLE, Art., Quäker, in: RGG4, Bd. 6, 1853-1857).

[9] PD 3, 11.

[10] Wenn Spener von „evangelisch“ spricht, meint er immer „lutherisch“.

[11] „Sondern wo wir allein bleiben bey unserer Evangelischen kirchen, die das theure und reine Evangelium, so durch den seligen Rüstzeug Gottes D. Lutherum in dem vergangenen Seculo [Jahrhundert; KvO] wiederumb deutlich gezeiget worden, der äusserlichen bekanntnuß nach annimmt und also, welcher wir deßwegen die wahre kirche allein noch sichtbar zu seyn erkennen müssen ...“ (PD 10.19-11,1).

[12] PD 18,25.

[13] Als Beispiel sei hier auf einen Brief Speners an den Präzeptor der Klosterschule von Bebenhausen, Johann Cunrad Hößlin (1645-1678) hingewiesen, in dem er sich beklagt, dass jeder der vom im Herzen der Gläubigen wohnenden Christus, der in uns wirksam ist, dem Licht des Heiligen Geistes in unseren Seele, von inneren Bewegungen, der Wirksamkeit eines inneren Trostes und vom Zeugnis des heiligen Geistes spreche, sofort des Weigelianismus verdächtig sei. Er fährt mit dem Gedanken fort, dass dann auch die gesamte paulinische und johanneische Theologie diesem Verdacht ausgesetzt sei (P. J. Spener, Briefe aus der Frankfurter Zeit, Bd. 3: 1677-1678, hg. von J. Wallmann, Tübingen 2000, S. 474).

[14] Ca. 1489 in Stolberg am Harz geboren, zunächst Geistlicher im Umfeld Luthers, dann Hinwendung zu einem spiritualistisch-apokalyptischen Glaubensverständnis und von diesen Gedanken her Führer im Bauernaufstand 1525, 27. Mai 1525 nach der Niederwerfung des Aufstandes hingerichtet.

[15] M. Luther, Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, in: K. Aland (Hg.), Luther Deutsch, Bd. 2: Der Reformator, 171-238.

[16] Gemeint: „weder“.

[17] „könnte“.

[18] „rechte“.

[19] Thomas Müntzer, Ausgetrückte Emplößung des falschen Glaubens ... [1524], in: Thomas Müntzer. Die Fürstenpredigt. Theologisch-politische Schriften, hg. von Günther Franz (Reclam Nr. 8772 [2]), Stuttgart 1976, (77-115), 85. Besonders im Prager Manifest (1521) lässt er sich - unter dem Hinweis auf 1 Kor 14- scharf gegen den Hinweis auf das Wort Gottes zugunsten des direkten Redens Gottes im Herzen der Menschen aus (Thomas Müntzer, Schriften und Briefe. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Günther Franz, Gütersloh 1968, 493; vgl. 496f).

[20] Gedichteter, falscher, ausgedachter Glaube, der keine Basis besitzt.

[21] Thomas Müntzer, Protestation odder Empietung Tome Müntzers ... zum Anfang von dem rechten Christenglauben und der Taufe [1523], in: Ders., Fürstenpredigt, (27-46), 45: „In dieser Entpietung und Bedingung [= Erklärung; KvO] habe ich in einer Summa [= Zusammenfassung; KvO] gesagt von dem Schaden der Kirche, welcher durch die unvorstandene [= unverstandene; KvO] Taufe und getichtem Glauben uns uberfallen hat.“ - Ein halbes Jahr später veröffentlicht er eine Schrift, in der er den „getichten Glauben“ zum Thema macht: „Von dem getichten Glauben ... [1524], in: Ders., Fürstenpredigt, 16-26.

[22] Thomas Müntzer, Prager Manifest, Kritische Gesamtausgabe, 493f.

[23] PD 33,30-35; vgl. ähnlich in: P. J. Spener, Erste Geistliche Schriften, Franckfurth am Mayn 1699, Bd. 1, 766 (Nachdruck: Spener, Schriften VIII. 1,1, hg. von D. Blaufuß und K. vom Orde, Hildesheim 2002).

[24] PD 19,24; 39,5; 78,19 und sehr häufig an anderen Stellen. - Bei Müntzer wird auffallenderweise an keiner einzigen Stelle auf Am 6,6 verwiesen, obwohl er sehr häufig mit Prophetentexten argumentiert und auch andere Abschnitte aus Am 6 zitiert. Immer wenn Spener auf diese Stelle verweist, wird die tiefe Trauer und das Leid über den Zustand der Kirche zum Ausdruck gebracht (und weniger das Schelten über die Führer der Kirche wie bei Müntzer).

[25] Dies waren die beiden Kardinalirrtümer Thomas Müntzers: Die Bindung der Offenbarung Gottes an das Evangelium wird von ihm zurückgewiesen. Und er meint, durch einen revolutionären Akt die Verhältnisse des Reiches Gottes hier schon zu realisieren. Deswegen kann er zu Recht der „Mystiker mit dem Hammer“ genannt werden (s. HANS-JÜRGEN GOERTZ, Der Mystiker mit dem Hammer. Die theologische Begründung der Revolution bei Thomas Müntzer, in: Kerygma und Dogma 20, 1974, S. 23-53).

[26] PD 43,32. Dieses Gedankengut eines „milden Chiliasmus“ kommt durch Spener in die lutherische Kirche.

[27] Confessio Augustana, Art. 17: Ablehnung eines weltlichen Reiches der Frommen.

[28] Z. B. in: M. Luther, Exempel einen rechten christlichen Bischof zu weihen (Weimarer Ausgabe 53, 255,5; 256,3).
[29] Martin Heckel, Art. „Custodia utriusque tabulae“, in RGG4 2, 507.
[30] Wie andere Theologen der lutherischen Orthodoxie auch.
[31] PD, 14,10-12.
[32] ERNST KOCH, Art. „Ernst der Fromme“, in RGG4, Bd. 2 (1999), 1463f. - Wie sehr dieser geistlich motivierte Wille eine ganze Folge moderner pädagogischer und kultureller Verbesserungen nach sich zog, kann hier nicht erläutert werden. Das Ganze kann aber als Beispiel verstanden werden, dass der Wille zur Gestaltung des Lebens vom Evangelium immer auch die Türen zur Verbesserung des Lebens allgemein nach sich zieht.
[33] PD 4,29-34.
[34] PD 4,3-5.
[35] PD 4,33-37.
[36] PD 5,8.
[37] „Und darff hie niemand gedencken, wir intendirten und suchten zuviel; Wir lebten ja nicht in republica Platonca (...)“ PD 47, 30f.
[38] Wie dies nicht nur bei Müntzer zu beobachten ist, sondern ja durchaus auch bei den Gruppen, die in der Kirchengeschichtsschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts „separatistische Pietisten“ genannt werden.
[39] Er erweist sich darin als jemand, der die Erkenntnisse der modernen Kommunikationstheorie praktisch umsetzt: Man muss Botschaften senden, die der Empfänger in seinem Verständnishorizont überhaupt wahrnehmen kann.
[40] PD 4,35.
[41] Es würde im Übrigen eines eigenen Aufsatzes bedürfen, dem Motiv der Liebe in den Pia Desideria nachzugehen.
[42] „(...) soll etwas an uns seyn, so muß es von Gott in uns gewürcket werden, und dazu ist das Wort das kräfftige mittel, indem der glaube auß dem Evangelio entzündet werden muß (...)“. PD 53,33-35.
[43] Das ist für Spener die Großfamilie, in der man sich zur Hausandacht zusammenfindet.
[44] PD 55,6-12.
[45] Die Bibeln waren zu teuer. Trotz früherer Bemühungen Speners, konnten erst mit den neuen Produktionsformen der „Cansteinschen Bibelgesellschaft“ „Volksbibeln“ gedruckt werden, die sich jeder leisten konnte.
[46] Spener wünscht sich, „(...) dass jeglicher Hausvatter seine Bibel oder auffs wenigste das Neue Testament bey handen habe, und täglich etwas in solchem lese, **oder wo er je deß lesens unerfahren, ihm von andern lesen lasse.**“ (Hervorhebung; KvO).
[47] In dem bei Spener nötigen Argumentationsgefälle heißt das so: „Auß welchem allen erhället, dass so wol bey uns selbs die warheit zu erhalten (...) das disputiren [als Ausdruck theologischer Lehrbildung; KvO] nicht gnug seye, sondern die heilige Liebe Gottes vonnöthen ist“ (PD 66,24-26).
[48] PD 67,18-78,34.
[49] PD 17,28-31.
[50] In einem langen Gutachten zu der flämischen Mystikerin Antoinette Bourignon verhandelt er unter anderem dieses Thema. Zu diesem Gutachten s. Klaus vom Orde, Antoinette Bourignon in der Beurteilung Philipp Jakob Speners und ihre Rezeption in der pietistischen Tradition, in: Pietismus und Neuzeit, Bd. 26, 2000, S. 50-80.
[51] Bei Spener im Zusammenhang mit theologischer Wahrheitsfindung durch Disputationen (PD 64,34f; 65,38f; 66,2f).
[52] Spener formuliert dies in Bezug auf die im Katechismus zusammengefassten Grundlagen des Glaubens: Sie seien „viel mehr dem verstand als worten nach“ zu verstehen und wiederzugeben (PD 79,27) - und sollen dann nicht nur verstanden werden, sondern „auff den inneren Menschen zielen“ (so zur Predigt, in PD 80,1).
[53] PD 43,32.
[54] PD 45,18-20.
[55] PD 85, 2-3.

Was morgen zählt

Gemeinde im Aufbruch, Gemeinschaft für morgen

Direktor Hans-Georg Filker,
Berlin

1. Unser Thema und die ihm angemessenen Haltungen

Man könnte das Thema und das Ergebnis dieses Tages in einem einzigen Satz ganz prägnant zusammenfassen: Was morgen zählt ist, ob wir heute unserem Auftrag treu geblieben sind. Und dazu gehört, dass wir bedenken, wo wir herkommen. Was war? Das ist wichtig. Und dass wir uns bewusst machen: Was zählt eigentlich heute?

1.1. Ein Blick mit Herz und Liebe

Wenn man etwas liebt, darf man es vergolden. Und ich möchte gerne, dass wir auf unseren Herrn, auf unsere Kirche, auf die Christenheit schauen als etwas, das wir lieben. Es wird heute um Herztöne gehen müssen. Oder es ist kein Leben drin. Dass wir auf unsere Werke, unsere Gemeinschaften, Verbände und Kirchen sehen als etwas, was man liebt - und lieben kann. Und was man deswegen vergolden kann.

1.2. Liebevoll-ehrlicher Blick

Es gilt aber auch: Was man liebt, darf man ehrlich betrachten und es so wahrnehmen, wie es ist.

1.3. Liebevoll-kritischer Blick

Und: Was wir lieben, dürfen wir auch kritisieren. Nicht aus einem überheblichen Geist und nicht als solche, die sowieso immer alles besser wissen. Auch nicht in der Angst, dass durch Veränderung alles nur schlechter werden kann. Was man liebt, darf man auch kritisieren, und zwar um des Auftrags willen. Weil wir uns vielleicht an der einen oder anderen Stelle festgefahren haben, feststekken. Wir fragen: Was ist gut gelaufen in unserer Gemeinschaft, in unseren Werken? Wo haben wir Segen erfahren? Aber auch: Was ist schief gelaufen? Wo besteht Schuld – zwischen uns – und gegenüber anderen?

1.4. Mühevoll-tiefgehender Blick

„Was morgen zählt – Gemeinde im Aufbruch, Gemeinschaft für morgen“ ist keine rein organisatorische Frage. Sie hat eine geistliche Dimension. Aber – es ist auch keine rein geistliche Frage. Sie hat organisatorische und praktische Dimensionen und Konsequenzen.

In unserer Straße ist vor einiger Zeit ein Haus zwangsversteigert worden. Neue Besitzer sind eingezogen. Ich sehe immer auf meinem Weg zur Arbeit dieses Haus. Es hatte eine Einfahrt zu einem Garagenport. Und da lagen Steinplatten. Ich stellte bald fest: Aha - die wollen diese Auffahrt neu machen! Man muss ein bisschen Unkraut pflücken. Man muss die eine oder andere Platte auswechseln, und dann ist das eigentlich auch wieder schön. Die neuen Besitzer aber haben angefangen zu graben! Sie haben die alten Platten alle herausgenommen. Dann haben sie noch tiefer gegraben und den märkischen Sand umgeschichtet. Sie haben alles von Grund auf neu sortiert, glatt gezogen ... mit 3 Leuten richtig geschwitzt. War das eine Garagenauffahrt, als sie fertig war! Nicht mehr

wieder zu erkennen. Es war völlig neu. Es sah wunderbar aus! Als es fertig war, konnte keiner sehen, was für eine Arbeit darin steckte. Den ganzen Untergrund, den ganzen Dreck! Wenn wir fragen, was morgen zählt, dann geht es nicht um ein bisschen Kosmetik: Da mal einen neuen Schaukasten und da vielleicht mal einen neuen Kreis einrichten. Sondern es bedeutet, wir müssen in die Tiefe gehen: unserer eigenen Existenz, der geistlichen, der persönlichen wie der unserer Gemeinschaft. Das Fundament muss geklärt werden!

1.5. Unser Auftrag: Mit Leidenschaft das Wort Gottes ausrichten

Was morgen zählt, ist, dass wir unserem Auftrag **heute** treu bleiben. Was ist der Auftrag? – Unser Auftrag ist nicht der Selbsterhalt! Unser Auftrag ist: Mit Leidenschaft das Wort Gottes auszurichten. Es geht nicht darum, dass wir unsere Stunden abspulen, dass alles rechtgläubig ist, dass wir die Fahrspur strikt einhalten und keinen Zentimeter abweichen.

Es geht vielmehr um das Feuer der Liebe Gottes, das in der Existenz unseres Herrn Jesus Christus seine Spur gezogen hat auf diesem Globus. Dass wir in der Begeisterung, die Gott schenkt, mit der Liebe, dem Glauben, der Hoffnung, aber auch mit dem Leiden, mit Leidensbereitschaft und Leidensfähigkeit das Wort Gottes ausrichten. Es sind nicht unsere Machtgelüste, dass wir größer werden wollen - Gott will, dass allen Menschen geholfen wird und dass sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und da können wir nicht sitzen bleiben und einfach so weitermachen, wie bisher - wenn rings um uns her Menschen verloren gehen, ohne dass sie jemals gehört hätten, dass sie verloren gehen! „Gehet hin in alle Welt. Machet zu Jüngern alle Völker!“ Das ist der Auftrag. Gemeinde im Aufbruch, Gemeinschaft im Aufbruch, Christsein im 21. Jahrhundert – was bedeutet das heute? Ich wünsche uns, dass unter uns eine geistliche Unruhe ist, wenigstens unter denen, die geistlich wach sind, dass man nicht einfach mehr weiter machen kann und will in den Wegen, wie bisher. Wobei das, was gut war, und worauf Segen ruht, wie bisher gestärkt werden muss. Wir fragen neu, wie im Johannesevangelium: „Herr, wohin sollen wir gehen?“

2. Wahrnehmung der realen Situation, wie sie ist

Wenn man aufbrechen will, muss man sich sammeln. Versammeln. Und dann muss man schauen, wie sieht’s eigentlich aus? Dazu gehören zwei Dinge.

2.1. Keine fromme Selbsttäuschung

Machen wir uns nichts vor! Es gibt eine Art von frommer Selbsttäuschung, die sich ungeheuer geistlich anhört! Es ist aber absolut ungehorsam, wenn man sich verweigert, die Dinge, in die Gott uns hineingestellt hat, zu sehen, wie sie sind.

2.2. Kein negativ-skeptischer Blick des Unglaubens

Es gibt aber auch einen negativen und skeptischen Blick des Unglaubens unter frommen Leuten. - Wir hatten vor einiger Zeit in einer Gemeinde gefragt: „Was ist eigentlich, wenn in zwei Jahren, an dieser Stelle, wo sich sonntags 12 versammeln, 100 sitzen?“ – Hundert! Die Diskussion, die dann kam, war

spannend. Es sagte jemand: „Das kann ich nicht glauben. Und das will ich nicht glauben!“ Das war kein unfrommer Mensch! Er wollte sich auf der einen Seite nicht in einen solchen Druck begeben. Auf der anderen Seite war völlig klar: Wenn hier statt 12 Leuten 100 sitzen, dann ist die schöne alte Gemeinschaft hin! Da geht was kaputt! - Manchmal sagen wir: Wir sind missionarisch-evangelistisch, kommt alle her! Aber bitteschön: Kopf einziehen und ein bisschen anpassen. Wir erwarten Toleranz von denen, die zu uns kommen! Sie möchten doch bitte so werden, wie wir sind, sie müssen zu uns passen! – „Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt, stirbt es.“ Bei dem Aufbruch, um den es hier geht, kann es geschehen, dass wir Dinge hinter uns lassen müssen, die in der Vergangenheit hoch geschätzt und wichtig waren, aber jetzt abgelegt werden müssen.

2.3. Zehn Beobachtungen über Gemeinschaftsarbeit im Osten: Verlusterfahrungen und Wachstumspotenzial

Wenn man aufbricht und wenn man sammelt, dann muss man wahrscheinlich ganz nüchterne Beobachtungen machen. Wissen Sie, warum der Aufbruch manchmal so schwer fällt, obwohl wir ihn wollen? Weil wir Verlusterfahrungen haben, die wir nicht verarbeitet haben. An dieser Stelle gibt es ein tiefes Unverständnis zwischen den Erfahrungen der Gemeinschaftsbewegung im Westen und im Osten des Landes. Wir reden oft nicht in der Tiefe darüber, weil es an der Oberfläche schon genug Themen gibt. Ich will uns deutlich machen, was an manchen Stellen zu einer geistlichen und physischen Schwächung der Gemeinschaftsarbeit geführt hat. Das betrifft nicht nur die Gemeinschaft, das betrifft auch die Kirchengemeinden weithin mit.

2.3.1. Verlusterfahrungen, die in weite Vergangenheit zurückreichen

2.3.1.1. Abwanderung von Mitarbeiter-Potenzial

Wir haben in den letzten Jahrzehnten - seit dem 2. Weltkrieg, das sind jetzt 50 Jahre! - eine Abwanderung in den Westen gehabt. Und ganz wenig Zuwanderung. Die Gemeinschaftsarbeit, die Kirchen im Osten haben an die Kirchen im Westen und an die Gemeinschaften im Westen ein enormes Potenzial an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern abgegeben. Das muss man wissen!

2.3.1.2. Verlust geistlich impulsgebender Bereiche östlich der Neiße

Das Zweite ist: Der Verlust der geistlich lebendigen Gebiete, aus denen z.B. Berlin und Brandenburg immer auch Leben geschöpft haben: aus Pommern – also Hinterpommern, Ostpreußen, Schlesien, Oberschlesien, die Gebetsvereine, die Erweckungsbewegungen. Was war da für ein geistliches Leben in den Ländern östlich der Neiße, das Impulse gebracht hat! Das ist übrigens fast durchgehend nach Westdeutschland gegangen. Sie glauben gar nicht, wie viele Großeltern, Urgroßeltern Sie aus Ostpreußen, Schlesien etc. unter den Synodalen aus Baden, dem Rheinland oder Westfalen und anderswo in den alten Bundesländern finden.

2.3.1.3. Verloren gegangene diakonische Kompetenz und Breitenwirkung durch Mutterhäuser

Wir haben den Verlust der Mutterhäuser gehabt. Das darf betrauert werden. Denn da-

mit ist diakonische Kompetenz bei uns verloren gegangen. Wir haben versucht, sie irgendwie wieder anzupflanzen. Die diakonische Breitenwirkung aber, die durch Diakonissen in Kirchengemeinden, in Orte und Städte gegangen ist - die ist verloren gegangen. Das müssen wir wissen.

2.3.1.4. Gesellschaftliche „Enthauptung" des Pietismus

Wir haben den Verlust der Oberschicht festzustellen. Das ist jetzt vielleicht ein ganz ungewöhnlicher Gedanke für Sie. Zur Erweckungsbewegung und zur Gemeinschaftsbewegung gehörte in Deutschland, dass Teile des deutschen Adels - die in der DDR dann viel geschmähten „Junker" - ganz lebendige Christen waren und Förderer der Gemeinschaftsarbeit vor Ort! Der Knecht und der Graf haben damals zusammen in der Bibel gelesen und Gebetsgemeinschaft gehabt. Das waren aber die Leute, die das Evangelium, den christlichen Glauben in ihren Schichten, in den bürgerlichen Schichten, auch in der Form ihrer Erziehung und der Überzeugung, die sie hatten, angemessen vertreten konnten. Wenn Sie so wollen, ist der Pietismus ein Stück weit gesellschaftlich enthauptet worden.

2.3.2. Handicaps der Gegenwart

2.3.2.1. Bildungsmäßiger Nachholbedarf

Was auch als Langzeitwirkung nicht zu vernachlässigen ist: Ein Großteil der Christen in der DDR durfte die Bildungsangebote des Staates nur sehr gering nutzen. Da ist zwar in der DDR-Zeit ganz viel an Kreativität und Kraft in die Gemeinschaften und Kirchengemeinden geflossen. Aber der Zugang zum Studium, der grundsätzlich ja nicht unmöglich war, den der Rest der Gesellschaft aber ganz anders hatte, dieser Zugang ist vielen sehr erschwert worden. Das heißt, wir haben auch an einigen Stellen bildungsmäßig Nachholbedarf.

2.3.2.2. Geringere Einkommen

Weiter: Eine ganz praktische Frage. Die Einen von uns, wenn Sie berufstätig sind - in freien Berufen, als Handwerker, als Mittelständler ... - müssen heute mehr als 38,5 oder 40 Stunden arbeiten, oft „bis in die Puppen", wie man so zu sagen pflegt. Das erschwert auch den missionarischen Gemeindeaufbau. Auch verdienen die Christen in den östlichen Bundesländern weniger Geld, bekommen weniger Rente als ihre nichtchristlichen Kollegen. Es gibt eine objektive Schwäche und eine begrenzte Kraft, derer man sich bewusst sein muss, damit man sich nicht überfordert und die Situation realistisch einschätzt.

2.3.2.3. Abbruch der genealogischen/ generativen Kontinuität

Es kommt hinzu: Die Familien sind heute kleiner geworden und die Mobilität größer. Die Generationenverbindung ist heute weithin nicht mehr so wie früher gegeben. In der Stadtmission hatten wir die gute Erfahrung, dass, wenn einer als Kind in die Stadtmission hineingeboren wurde, dann war der auch zu 90 % als Erwachsener da. Diese generative oder genealogische Verbindung ist heute überhaupt nicht mehr da. Das bedeutet eine Umstellung der missionarischen Arbeit! Es reicht nicht mehr, eine lebendige Jungschararbeit zu haben. Und dann kann man die Jüngerschaft bis zum Ende des Lebens einfach weiterführen, weil man die Leute hat... Hinzu kommt die Abwanderung.

2.3.2.4. Die in Gnadau ungelöste Frauenfrage

Es gibt eine weitere kritische Frage: Wir haben in Gnadau die „Frauenfrage“ nicht gelöst. Ich sehe, was für eine Kreativität Frauen in der Frauen-Frühstücks-Bewegung haben. Dort können sie alles machen, was die Männer ihnen nicht zutrauen! Dann sehe ich aber Leute aus den Landeskirchlichen Gemeinschaften, Leute aus den Freikirchen, überall da, wo es patriarchalische Strukturen gibt, wo Männer den Finger drauf haben und wo Frauen ihre Gaben nicht in der angemessenen Weise in die Gemeinschaft und in die Gemeinde einbringen können. Da helfen mir auch nicht die Frauen, die demütig sagen: „Ja, das ist aber unser Weg.“ Damit entfernt sich unsere Bewegung - und ich weiß, dass ich jetzt starken Tobak zumute, aber wir sind uns das schuldig, ehrlich miteinander zu sein -, wir entfernen uns vom Lebensgefühl der Hälfte der Menschheit in unserem Land. Wenn es uns nicht gelingt, in Zukunft diese Kreativität, diese Lebendigkeit, diese Nähe zu Menschen partnerschaftlich mit einzusetzen, verschenken wir nicht nur Wachstumspotenzial! Nach meiner Erfahrung haben viel mehr Frauen missionarische Kontakte in ihrer Umgebung als Männer. Das hat überhaupt nichts mit überzogenem Feminismus zu tun, sondern damit, dass wir die Partnerschaft von Mann und Frau noch in einer ganz anderen Weise leben und uns öffnen müssen.

2.3.3. Wachstumspotenziale im Blick auf die Zukunft

Die Wachstumspotenziale, das ist der dritte Faktor, den ich nennen will.

2.3.3.1. Familiäre Atmosphäre und verwandtschaftliche Beziehungen

Familienleben, Freundschaftsevangelisation durch persönliche Kontakte: Manchmal hilft das, was auf der einen Seite unseren Gemeinschaften die Stabilität bietet, nämlich dieses verwandtschaftliche Beziehungsgeflecht, in Krisenphasen. Das kann aber auch die ganze Gemeinschaft enorm belasten! Weil natürlich die Konflikte der Generationen in den Familien auch in die Gemeinschaft hinein getragen werden. Das kann man gar nicht trennen. Da brauchen wir viel Weisheit, die positiven Seiten zu erhalten und die negativen Auswirkungen zu begrenzen.

2.3.3.2. Zuwachs – ja oder nein? Und wenn ja, welcher?

Wir haben Zuwachs durch Zuwanderung in einzelnen Gemeinschaften. Das ist gut. Wenn allerdings Unzufriedene anderer Gemeinden dazukommen, gibt es ein Vergiftungspotenzial. Ich möchte Sie bitten, ganz nüchtern zu analysieren: Wer ist eigentlich in der Zeit von 1980 bis 1990 zu Ihrem Kreis, zu Ihrer Gemeinschaft hinzugekommen? Und wer in der Zeit von 1990 bis 2000? - Wer ist weggegangen? Aus welchen Gründen? Und bedenken Sie Folgendes: a) Es gibt Leute, die kommen dazu durch „Einheirat“ oder von anderen Landeskirchlichen Gemeinschaften oder aus anderen Kirchen, weil sie ihre geistliche Heimat bei Ihnen finden. Das ist gut. Es kommen Leute hinzu, die getauft sind und durch Ihre Arbeit zum Glauben gekommen sind. Wie viel waren das jeweils in der Dekade? b) Aber dann kommen auch Leute zu Ihnen, die nicht getauft sind, die keinen christlichen Back-

ground haben. Und jetzt fragen Sie sich mal: Wie viele sind das bei uns? Wie sind die zu uns gekommen? Und wenn nicht - wo liegt das Problem?

Uns wird im Osten immer gern vorgeworfen, wir würden uns allzu viel selbst bedauern. Die Faktoren, die ich gerade genannt habe, sollen nicht dazu führen, dass wir uns jetzt wieder selbst leid tun. Aber man muss auch wissen, warum eine gewisse Situation da ist. Denken Sie daran: Wir graben gerade tiefer - denken Sie an die Garageneinfahrt!

Manches, was uns in der Vergangenheit stark gemacht hat, könnte für die Zukunft als Unbeweglichkeit den Aufbruch behindern. Was damals gut war, muss ja heute vielleicht einem neuen Schritt weichen. Und der neue Schritt ist deshalb schwer, weil das ein „geistlich-physikalisches" Phänomen ist. Ich nenne das mal den „Rollwiderstand". Wenn Sie versuchen, ein Auto anzuschieben - auf gerader Strecke -, dann sind die, die das Auto als Erste anschieben, arm dran! Wenn nachher einer seine Ärmel hochkrempelt und später noch dazukommt: „Kann ich mithelfen?", dann geht's leichter. Aber am Anfang diesen Rollwiderstand zu überwinden, das ist ungeheuer schwierig!

3. Der Aufbruch

3.1. Drei Dimensionen des Aufbruchs, die morgen zählen

Ich möchte Sie jetzt mit hineinnehmen in den Aufbruch. Aus der Vergangenheit der Gemeinschaftsbewegung gibt es drei Dimensionen unserer Arbeit, die morgen zählen:

1. Die Evangelisation/Mission: Sie antwortet auf die geistliche Not in unserem Land.
2. Die Gemeinschaftspflege: Sie antwortet auf die geistliche Not und auf die soziale Not in unserem Land.
3. Die diakonische, soziale Dimension: Sie antwortet auf die soziale Not.

Die diakonische Dimension lebt davon, dass Sie die Augen aufmachen für die Not in ihrer Umgebung. Sie ist oft nicht das Dramatisch-Schreiende, worüber auch die Zeitung berichtet, sondern vielmehr die alltägliche Hoffnungslosigkeit, Kaputtheit, Sünde und Schuld in unseren Nachbarschaften, in unseren Stadtvierteln! Das passiert an vielen Orten. Ich möchte Sie ermutigen, gerade auch als Gemeinschaftsleitung, als Mitarbeiter der Gemeinschaft mit den zuständigen Behörden - Sozialamt, Bürgermeister - zu reden und zu fragen: „Wo ist eigentlich Ihrer Meinung nach Not oder sind Notstände in unserem Gemeinwesen?"

Diese drei Dimensionen – die zählen morgen!

3.2. Fünf Säulen, auf denen diese Dimensionen stehen

Diese 3 Dimensionen stehen auf 5 Säulen, die für mich zum Erbe des Pietismus gehören. Auf die müssen wir den Aufbruch stellen. Das ist sozusagen die Kraft der Bewegung für die Zukunft.

3.2.1. Die Gemeinschaftsbewegung ist handlungsfähig

Wir als Gemeinschaftsbewegung, als lebendiger Pietismus in diesem Land sind handlungsfähig! Wir brauchen nicht erst eine Synode mit Ausschussvorlage - zwölf Seiten Papier, die sich im Laufe der Beratungen zu 120 erweitern -, um irgendwas zu tun. Der Segen der synodalen Verfassung kann manchmal auch zum Fluch werden. Wir sind schneller handlungsfähig, viel schneller. Wir

sind sozusagen die Beiboote, die zum Tanker gehören. Wir können schnell raus und retten! Nutzen wir das! Leider gibt es da Leute, die sitzen im Beiboot und meckern den Tanker an, dass er so unbeweglich ist! Da müssen Sie mal den Zorn derer hören, die so einen Tanker steuern müssen, wenn die Leute in den Beibooten – anstatt rauszufahren – rummeckern! – Wir sind handlungsfähig.

3.2.2. Wir betreiben Bildung

Wir müssen Bildung betreiben! Die Gemeinschaftsbewegung der letzten Jahrzehnte hat an einigen Stellen den Eindruck erweckt, als wären wir bildungsfeindlich. Wir brauchen mehr Leute, die Lehrer werden! Wenn ich an die Lehrerschaft im Land Brandenburg denke - das sind oft die alten Genossen, die ihre alte Botschaft weitergeben. Da muss es Konfrontation geben! Wir dürfen uns nicht beschweren, dass die Leute an den Hochschulen alle so gottlos sind. Wir müssen in die Bildungsinstitutionen hinein! Aber auch uns selbst weiterbilden! Ich kann es mir nicht vorstellen, dass in einem Gemeinschaftshaushalt keine anständige Zeitung gelesen wird, und zwar nicht nur der Ortsteil!

3.2.3. Die Wertschätzung der Bibel

Wir müssen uns gegenseitig immer wieder Lust machen zum Lesen der Bibel und zum Hören auf die Bibel. Bei uns frommen Leuten gibt es ein ganz eklatantes Phänomen: Wir haben die Bibel in der Tasche, aber wir lesen sie nicht mehr! - Selbst wenn irgendwann einmal die Autos nur noch fünf Liter Benzin verbrauchen: Sie müssen weiter zur Tankstelle! - Auch wir müssen zur „Tankstelle“. Das ist das Wort Gottes. Die Wertschätzung der Bibel. Sie ist die Quelle!

3.2.4. Das praktizierte Gebet

Unter Pfarrbrüdern und -schwestern, aber auch in unseren frömmsten Bereichen tun wir uns gelegentlich schwer, miteinander zu beten. Vielleicht sind wir auch zu fromm geworden? Können Sie das verstehen? Könnte es das geben, dass wir zu fromm geworden sind? Weil es keinen Verbrauch an geistlichen Ressourcen gibt?

3.2.5. Die persönliche Ausdrucksfähigkeit des Glaubens

Sie ist unsere Stärke. Und diese Stärke müssen wir in einer liebevollen Ermutigung und vielleicht auch Kritik gegenseitig ausbauen. Da kritisiere ich von innen her. Bei manchem Bruder oder mancher Schwester verändert sich, wenn sie Zeugnis geben, das Timbre der Stimme. Oder es kommt so eine fromme Soße ... es ist alles richtig, aber es ist wie ... Götterspeise auf Zwiebelsoße. Ungenießbar! Wir müssen uns gegenseitig helfen, im Reden über den Glauben den richtigen Ton zu finden. Oft habe ich den Eindruck, wir wollen zu viel. Wir sagen gleich die ganze Heilsgeschichte auf. Aber das verkraften die meisten Menschen heute nicht! *Ein* Impuls. Der dann die Möglichkeit gibt, auch noch später mal einen zweiten zu geben und einen dritten. Es gibt bei uns auch Unsicherheiten über die Frage nach Gott, die Frage nach dem Kern meiner Person. Da müssen wir uns gegenseitig helfen, darüber zu sprechen.

3.3. Das Feld des Aufbruchs

Jetzt schauen wir in das Feld, das vor uns liegt für den Aufbruch. Manchmal muss der Aufbruch ein *Aus*bruch sein!

3.3.1. Offenheit in der verfassten Kirche

Heute erleben wir als Gemeinschaftsbewe-

gung und als missionarische Christen eine große Offenheit in der verfassten Kirche zu missionarischer Arbeit und zu geistlichem Leben! Dabei gibt es auch zwei Konfliktfelder, die will ich benennen. Das eine ist: Dummerweise haben wir oft Probleme mit frommen Pfarrern. Ich halte das für einen geistlichen Skandal, dass wir an manchen Stellen nicht miteinander arbeiten! Darüber muss man reden: Wo liegen die trennenden Dinge? Aber wir müssen Hand in Hand gehen. Das beschädigt sonst das Bild des Glaubens. Wir haben in Berlin Hellersdorf - einer Groß-Plattenbausiedlung, 130000 Einwohner, 6500 Christen, alles andere Atheisten - ein Gemeindepflanzungsprojekt. Und der dortige Ortspfarrer unterstützt das Gemeindepflanzungsprojekt der Stadtmission von Herzen. Die Presse - Berliner Zeitung - war ganz heiß und fragte: „Aber das ist doch Konkurrenz für Sie?“ - „Nein!“, sagte er. Dieses Zusammenstehen stärkt das Zeugnis.

3.3.2. Das veränderte Wirkungsfeld

Wir haben dramatisch geänderte Rahmenbedingungen in dem Land, in das wir aufbrechen. Wir haben nämlich ein zahlenmäßiges Schrumpfen unserer Kirchen in den letzten 40 Jahren gehabt. Und das bedeutet für die Gemeinschaftsbewegung: Wir müssen sozusagen den Gang wechseln. Oder „die Module“ austauschen. In unserer Tradition im Osten war es so, dass fast alle zur evangelischen Kirche kamen. Wir hatten bis zu 90% Protestanten in den meisten Gegenden. Und unsere Aufgabe war, die Getauften, die das Geschenk des Evangeliums in der Tasche, aber es nicht ausgepackt hatten, zu erwekken. Die hatten aber meistens Konfirmandenunterricht und Religionsunterricht gehabt. Die wussten eigentlich alles, nur haben sie es nicht gelebt. Oder wir haben die angesprochen, die mit Ernst Christen waren. Die sind zu uns gekommen, weil ihnen manchmal die Theologie der Pfarrer nicht genug geistliches Brot gegeben hat. Das war ein wichtiger Dienst der Gemeinschaftsbewegung der letzten 100 Jahre. Mittlerweile sind in vielen Kirchengemeinden nur noch die, die mit Bewusstsein Christen sind - vielleicht geistlich nicht so lebendig, wie wir uns das wünschen. Die Veränderung hat ergeben, dass Landeskirchliche Gemeinschaften den Ortsgemeinden die Mitarbeiter wegnehmen. Und das gibt Ärger. Das Feld hat sich verwandelt! Wir haben zwischen 60 und 95 % Nichtchristen in unserer Gesellschaft. Und ich glaube, der Aufbruch der Gemeinschaftsbewegung ins 21. Jahrhundert ist die Missionsbewegung unter den Nichtchristen. Das ist unser Auftrag! Wer soll es sonst tun? Die Kirchgemeinden werden das auch zu tun versuchen. Da müssen wir alle Kräfte bündeln. Und wir haben den Vorteil, schnell handlungsfähig zu sein.

3.3.3. Der herausfordernde Übersetzungsprozess

Wir haben uns dann allerdings damit auseinander zu setzen, dass die Menschen, die wir heute erreichen, andere sind als in den 100 Jahren, die zurückliegen. Damals wussten die Leute – wenigstens ungefähr – worum es geht, wenn wir vom Glauben geredet haben. Vielleicht hatten sie es vergessen, aber sie hatten es mal gehört. Die Atheisten, mit denen wir es heute im Osten des Landes zu tun haben, haben keine An-

knüpfungspunkte. Die Leute halten uns für eine Anzahl von Museumswärtern. Wir sind in der Regel ja nett. Aber wir bewachen etwas oder halten etwas hoch, was aus deren Sicht nicht zukunftsträchtig ist. Das muss man verstehen, dass die deswegen ein bisschen komisch auf uns reagieren, denn wir wollen sie ja einladen, „Museumswärter“ zu werden. Der Übersetzungsprozess, dass das Wort Gottes zukunftsträchtig ist, lebensweisend für jeden persönlich und für diese Gesellschaft, muss geleistet werden! Und das ist unsere große Aufgabe! Wir müssen einander helfen, Wege zu entwickeln zu den Menschen, die keine Kenntnisse haben.

4. Fazit

Mein Fazit – drei Punkte:

4.1. Von der Erweckungs- und Gemeinschafts- zur Missionsbewegung. Hin zu den Menschen, mit denen wir leben. Und das sind überwiegend Nichtchristen.

4.2. Von der Gemeinschaftspflege zur geistlichen Dienstgemeinschaft. Ich meine damit: In unserem geistlichen Leben verhalten wir uns manchmal wie die freiwillige Feuerwehr, die im Gerätehaus ihre Geräte putzt. Sie macht Übungen, jeder Handgriff sitzt. Nur, es brennt nicht. Und man hat die Befürchtung, wenn es brennt, hören sie die Sirene nicht. - Das, was wir tun und glauben, sollten wir in den nüchternen Wind der Öffentlichkeit bringen. Und dann entdecken, wie viele offene Türen Gott schenkt! Es ist nämlich großartig, wie viele Möglichkeiten wir haben!

4.3. Und das dritte: Von der frommen sozialen Insel zum sozialen Engagement in der Gesellschaft. Die Sache mit den Werten wird ja heiß diskutiert. Wir sind nicht die besseren Menschen. Wir leben in unseren Beziehungen auch in Konflikten. Aber die Hoffnungslosigkeit, die Menschen haben, die nicht den Halt in Christus haben, die nicht die Vergebung kennen, die können wir helfen zu überwinden! Das Problem Nr. 1 in der Zukunft ist nicht die Arbeitslosigkeit, es ist die totale Bindungsunfähigkeit und die Angst der Menschen, alleine zu sein. Ohne verlässlichen Partner, ohne Gott. Und wir haben einen Reichtum, den wir teilen sollten!

Gemeinde im Aufbruch. Ins 21. Jahrhundert? Wir haben eine ungeheuer große Aufgabe. Und wir müssen unseren Herrn nicht erst anschieben und fragen, ob er mitkommt. Er ist schon da! Er geht voraus!

Gekürzte Tonbandnachschrift des Referats auf der Gnadauer Fachtagung Ost am 07.09.02 in Woltersdorf

Georg Filker

ist Direktor der Berliner Stadtmission und Beauftragter der evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische - Oberlausitz für Mission

Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche

Einführung in die „Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation“ der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg

Vortrag vor der Synode des Synodalverbands Emsland – Osnabrück der Evangelisch-reformierten Kirche am 7. Juni 2002 in Osnabrück[1]

von Generalsuperintendent i.R.
Dr. Rolf Wischnath (Cottbus)

VORBEMERKUNG

Liebe Schwestern und Brüder, mit dem Hinweis möchte ich beginnen, dass ich heute mit der Bahn die Strecke zwischen Cottbus und Osnabrück mühelos in fünf Stunden bewältigen konnte, ohne auch nur ein einziges Mal – etwa durch eine Pass- oder Zollkontrolle – an die Mauer und Teilung unseres Landes erinnert zu werden. Erinnert werde ich allerdings dadurch daran: Wir haben in unserem Leben eine einzigartige friedliche und gewaltlose Befreiung aus Stricken und Bindungen erlebt, für die als biblisches Paradigma wohl nur der Auszug der Kinder Israels aus der Sklaverei in Ägypten geeignet ist. Notwendig scheint mir, dass wir zwölf Jahre nach der Wende das Lob Gottes und die Achtsamkeit füreinander nicht vergessen und dass wir es nicht durch Besinnungslosigkeit bestreiten: Eine erste Weise in der Wahrnehmung auch unserer kirchlichen Situation in Ost und West müsste darin bestehen, uns gegenseitig daran immer wieder zu erinnern und deswegen in den Gesprächen über Situation und Perspektiven unserer Kirche vor allem anderen wieder mit dem Lob Gottes anzuheben und auch unsere Klagen und Sorgen, unseren Ärger und unsere Kritik zunächst von daher bestimmen lassen: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir all deine Sünden vergibt und heilt alle deine Gebrechen“ (Psalm 103).

I. Die missionarische Herausforderung

Die Wende vor zehn Jahren hat allerdings nicht nur im Osten Deutschlands, sondern auch im Westen zu einer veränderten Lage geführt, nicht nur politisch, sondern auch kirchlich. Diese Wende hat politische und gesellschaftliche Umbrüche verursacht, die zu hoffen wir vor fünfzehn Jahren uns kaum noch getrauten, geschweige denn dass wir mit ihnen gerechnet hätten. Sie hat aber zugleich, wenn auch mit einer gewissen Verzögerung, zur Ernüchterung in der Wahrnehmung der kirchlichen Lage beigetragen. Mitteleuropa geht immer noch durch eine Phase der Entkirchlichung, für die es in keinem anderen Kontinent eine Parallele gibt. Es zeigt sich in Deutschland und seinen Nachbarländern nicht etwa ein allgemeiner Trend der Säkularisierung, der früher oder später auch andere Weltgegenden erfasst.

Es zeigt sich vielmehr eine geschichtlich analogielose Situation. Gebiete und Länder, die über Jahrhunderte als christianisiert galten, gehen durch eine Phase tiefer Entkirchlichung und Entchristlichung.

Bevor wir uns diese Situation vor Augen führen, müssen wir uns sogleich bewusst machen, dass die Diagnose nicht für die Christenheit „in aller Welt“ gilt. Vielmehr hat im Jahr 2000 die Weltchristenheit die Zwei-Milliarden-Marke überschritten. Damit hat sich die Zahl der Christen im 20. Jahrhundert von 558 Millionen um mehr als das Dreieinhalbfache vervielfacht, wobei diese Zunahme vor allem auf das Bevölkerungswachstum zurückzuführen ist. Der Anteil der Christen an der Weltbevölkerung steigt leicht an auf 34,8 Prozent. Der Islam ist mit 1,179 Milliarden die zweitgrößte Weltreligion. Das heißt, 19,9 Prozent der Weltbevölkerung sind Muslime. Ihnen folgen die Hindus mit 767,4 Millionen (= 12,9 Prozent). Knapp dahinter liegen die sog. „Nichtreligiösen“. Sechs Prozent aller Menschen sind Buddhisten (356, 9 Millionen). 15 Millionen sind Juden (0,25 %). Ich erwähne diese Zahlen seriöser Missionsstatistiker, um der wohlfeilen Behauptung, die Kirchen befänden sich urbi et orbi am Beginn des 21. Jahrhunderts in einem unaufhaltsamen Verfall, entgegenzutreten. Vielmehr gilt: Blicken wir nicht nur auf die Kirchen in Mitteleuropa und in Nordamerika, so müssen wir vielmehr von einem stetigen Wachsen der Christenheit sprechen - auch und gerade in unserer Generation. In vielen Ländern der Erde nehmen die christlichen Kirchen stetig zu - zum Teil sogar ganz erheblich. In vielen Teilen Afrikas, in Korea und in China, aber auch in manchen Ländern Osteuropas finden Entwicklungen statt, die das gerade Gegenteil von Abnahme und Verfall sind.

Aber diese hoffnungsvolle Feststellung darf uns nun wiederum keinen Sand in die Augen streuen, die uns für die kritische Wahrnehmung unserer eigenen Situation im vereinigten Deutschland schläfrig macht:

Im Maß der Kirchlichkeit hat sich in Deutschland im letzten halben Jahrhundert ein Erdrutsch vollzogen, der in den herrschenden kirchlichen Mentalitäten noch längst nicht verarbeitet ist. Dieser Erdrutsch ist mit der Vereinigung Deutschlands noch deutlicher vor Augen getreten als zuvor; doch Konsequenzen werden nach wie vor nur zögernd ins Visier genommen. Noch immer zieht die Finanzkrise der Kirchen weit mehr Aufmerksamkeit auf sich als ihre Mitgliederkrise.

So vordergründig Veränderungen in der Kirchenmitgliedschaft auch sein mögen, so aufschlussreich sind sie doch zugleich. In der alten Bundesrepublik machten im Jahr 1950 die Kirchenmitglieder etwa 96 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Heute gehören in den alten Bundesländern etwa 80 Prozent der Bevölkerung einer der beiden großen Kirchen an, weitere 8 Prozent anderen Kirchen oder Religionsgemeinschaften. Der Anteil der Konfessionslosen hat sich innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts von 4 auf 12 Prozent, also auf das Dreifache, erhöht. Im Bereich der DDR waren 1950 93 Prozent der Bevölkerung kirchlich gebunden, unter ihnen die überwältigende Mehrheit durch die Mitgliedschaft in

der evangelischen Kirche. Heute sind in den neuen Bundesländern weniger als 30 Prozent der Bevölkerung Kirchenmitglieder. Knapp 25 Prozent gehören zur evangelischen Kirche, 3 Prozent zur katholischen Kirche. Andere Formen der Religionszugehörigkeit fallen statistisch kaum ins Gewicht. Der Anteil der Konfessionslosen beläuft sich auf fast 70 Prozent; dieser Anteil hat sich im Bereich der neuen Bundesländer also innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts verzehnfacht.

Zwei Interpretationen dieses einfachen Befunds verbieten sich. Die eine Fehlinterpretation sagt: Was wir im Osten erleben, nimmt nur vorweg, was sich auch im Westen Deutschlands vollziehen wird. Eine derartige Deutung verharmlost die Differenz. Die andere Fehlinterpretation sagt: Es handelt sich nur um ein Problem im Osten. Dort haben wir eine Missionssituation, im Westen Deutschlands dagegen haben wir noch intakte kirchliche Verhältnisse. Bei jedem, der ein bisschen kirchengeschichtliche Kenntnisse hat, läuten schon alle Alarmglocken, wenn eine kirchliche Situation als „intakt“ bezeichnet wird. Vor allem aber verkennt eine solche Deutung, dass wir in ganz Deutschland Kirche in missionarischer Situation geworden sind.

In der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg treffen die unterschiedlichen Ausprägungen von Kirchlichkeit und Entkirchlichung, die sich im Osten und im Westen Deutschlands entwickelt haben, unmittelbar zusammen. Denn unter den deutschen evangelischen Kirchen ist die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg die einzige, die zu vergleichbar großen Teilen aus einer ehemaligen Ostregion und einer ehemaligen Westregion besteht. Alle Freuden und alle Schmerzen des Zusammenwachsens erlebt sie am eigenen Leib.

Noch vor einem halben Jahrhundert war die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg die größte evangelische Kirche in ganz Deutschland. Sie umfasste über 80 % der Wohnbevölkerung dieses Gebiets. Nach den Auswirkungen der nationalsozialistischen Herrschaft, der SED-Herrschaft und der westdeutschen Variante des Materialismus stellen sich die Resultate folgendermaßen dar: Im Westen Berlins sind statt damals 80 % noch 37 % der Bevölkerung evangelisch. In Brandenburg gehören insgesamt knapp 23 % der Bevölkerung der evangelischen Kirche an. Dabei ist ein starkes Stadt-Land-Gefälle zu verzeichnen. Während in den ländlichen Gebieten der Anteil der Evangelischen im Durchschnitt 30 % beträgt, wobei er in einzelnen Orten auch weit darüber hinaus reicht, liegt er in den städtischen Gebieten erheblich unter dem Durchschnitt. In Städten wie Potsdam oder Frankfurt/Oder kommt man nirgendwo über 10 %; und in typisch „sozialistischen“ Neubausiedlungen im Osten Berlins weisen die Zahlen bisweilen auf 4 % der Wohnbevölkerung, die evangelisch sind. Nur wenige Prozent der Bevölkerung gehören der katholischen Kirche oder anderen Religionsgemeinschaften an. Die überwältigende Mehrheit versteht sich als a-religiös „konfessionslos“.

Die an solchen äußeren Daten ablesbaren Veränderungen sind beträchtlich. Sie dürfen

allerdings nicht den Blick dafür verstellen, dass die evangelische Kirche auch nach diesen Prozessen einer tief greifenden Entkirchlichung mit insgesamt 1,4 Millionen Mitgliedern sowohl in Berlin als auch in Brandenburg den größten nichtstaatlichen Personenverband bildet. Sieht man die christlichen Kirchen im ökumenischen Verbund, gilt diese Feststellung erst recht.
Die Landessynode der berlin-brandenburgischen Kirche hat sich im Januar 1997 auf ein Rahmenthema festgelegt, das ihre Arbeit in der gesamten sechsjährigen, bis zum Jahr 2003 dauernden Synodalperiode bestimmen soll: „Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation."
Sie will damit einen Wandel begleiten und ihm Richtung weisen, der an vielen Stellen zu spüren ist. Innerkirchlich kommt ein Aufbruch in Gang. Neue Modelle des missionarischen Gemeindeaufbaus werden erprobt. Die Bereitschaft wird erkennbar, ungewohnte Wege zu gehen. Es wird wahrgenommen, dass der christliche Glaube in der veränderten Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland keinen selbstverständlich anerkannten Ort mehr hat. Er muss seinen Ort erst wieder finden und wahrnehmen. Und öffentliche Resonanz erwirbt der christliche Glaube nur, wenn er die einzelnen Menschen erreicht. Die Menschen haben - nach einem Wort von Wolf Krötke - die Kirche massenhaft verlassen, sie sind aber nur als einzelne zurückzugewinnen. Die Zuwendung zu den einzelnen und die Beteiligung am öffentlichen Zeitgespräch bilden keine Alternative, sondern gehören zusammen.

II. Die missionarische Voraussetzung (im Blick auf das Verständnis des Glaubens)

Nicht nur im Osten wird der Ausdruck „Mission" in der Regel als unzeitgemäß empfunden wird. Machen wir uns klar: Mission und missionarisch - das sind Worte, die in der weiteren Öffentlichkeit überhaupt nicht gut gelitten sind. Es verbinden sich damit Erfahrungen, zum Teil auch Ängste, zum Teil auch bewusst oder unbewusst wach gehaltene Versatzstücke einer antikirchlichen Propaganda, die Mission als üble Vereinnahmung und Indoktrination von Menschen und Institutionen darstellen. Mission, so sagt man bis in die verfasste Kirche hinein, war in der Geschichte der letzten Jahrhunderte immer Gewalt, Zwang, und aufgedrängte koloniale Herrschaft des Westens über die Völker, die sich nicht zu wehren verstanden; und weiterhin war Mission doch stets die aus unbegründetem Überlegenheitsbewusstsein motivierte bornierte, wo nicht fanatische, Zerstörung anderer Religionen und Kulturen, die man im Gegenteil hätte erhalten sollen. Manche sehen selbst die im Dritten Reich von Deutschland ausgegangene Vernichtung der Juden als eine der verhängnisvollen Folgen christlichen Missionsdranges an.
Von daher ist es wohl nötig, den Begriff Mission vor seinen Missverständnissen und Fehlinterpretationen zu bewahren und zu schützen. Aufzuzeigen ist, dass für uns als Kirche Mission mehr ist als ein Wort und mehr als ihr imperfektischer Missbrauch und als ein unzeitgemäßer Vereinnahmungsanspruch. Mission ist eine Existenz- und Lebensart, die in ihrer Tiefe und Weite nur aus

dem biblischen Wort von der Sendung der Kirche verstanden werden kann. Gewissermaßen ist „Mission“ identisch mit „Öffentlichkeitsbewusstsein“. Ich verstehe auch die Adjektive „öffentlich“ und „missionarisch“ durchaus synonym. Der Grund für diesen synonymen Gebrauch liegt im letzten Wort des seinen Jüngern sichtbar vor Augen getretenen Auferstandenen; es ist Ihnen als „Missionsbefehl“ aus der Abschlussperikope des Matthäusevangeliums (28,16-20) wohl bekannt:

„Jesus Christus spricht:
Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.
Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker:
taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes
und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.
Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. „

Das Matthäus-Evangelium endet mit diesem Wort – für uns als Kirche ist es der Anfang. Die Kirche wird damit auf den Weg gebracht. Sie braucht Menschen, die hingehen, und sie sucht Menschen, die sich erreichen lassen. Und von daher ist es nun dran, es klar zu sagen: Mission ist eine unverzichtbare Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi. Denn wenn die Kirche ein Herz hätte, dann müsste es zu „schweren Herzrhythmusstörungen“ kommen, wenn sie ihre missionarischen Aufgaben nicht wahrnehme und die missionarischen Veränderungen in unseren Gemeinden verweigert würden.[2]

Die Einsicht, dass wir hier in Deutschland Ost und West missionarisch werden müssen, findet sich heute in vielen Landeskirchen.[3] Die Frage lautet heute vor allem: **Wie *werden* wir eine missionarische Kirche?**

So sehr ich diese Debatte und die Erneuerung der missionarischen Aufgabe, die Wiedergewinnung der missionarischen Handlungsebene unserer Kirchen begrüße, so sehe ich doch zugleich darin eine Gefahr, deren theologisches Hauptproblem ich knapp zu formulieren versuche:

Unsere öffentlichen Beiträge zum Thema „Mission und Evangelisation“ werden auch von wohlmeinenden Zuhörern oft so verstanden, als kümmere sich die Kirche - nach mancherlei Umwegen (vor allem den politischen) – nun endlich wieder um ihren Laden, um ihr eigenes Geschäft, um ihr ureigenes Angebot, um die Attraktivierung der von ihr auf dem Markt der Weltanschauungen anzubietenden Möglichkeiten, denen sich zuzuwenden und die zu konsumieren auch der säkularisierte Mensch guten Grund hat. „Es lohnt sich zu glauben“, heißt es gern – und „kulturvoll“. In dieses ekklesiale Markt- und Warendenken – man könnte auch durchaus von einer „klerikalen Marktwirtschaft“ sprechen – ist ein kritischer Ton einzubringen:

Wir stehen in der Gefahr, ein Glaubensverständnis unter uns grassieren zu lassen, das sich unbewusst oder auch bewusst immer mehr verabschiedet von dem, was jedenfalls im Neuen Testament und in der Reformationszeit unter „Glauben“ verstanden worden ist – nämlich nun wirklich alles an-

dere als eine vom Menschen anzubietende und anzunehmende attraktive religiöse Weltanschauung auf irgendeinem Markt kultureller, weltanschaulicher Möglichkeiten.
„Glauben“ heißt – geradezu dagegen! – in den Gründungs- und Reformationsurkunden der Kirche: Gott Recht geben, indem ich mir selber Unrecht gebe, und darum umdenken; ja „Glauben“ bedeutet eine neue Geburt, ein Sterben und Auferstehen, das überhaupt nicht mein eigenes Werk ist, das mir vielmehr widerfährt. Das entscheidende Bild für den Glauben ist im Neuen Testament die Auferstehung von den Toten. Tertullian konnte darum präzise definieren: „Der Glaube ist die Auferstehung von den Toten!“ Und das heißt, der religiöse oder areligiöse Mensch hat von sich aus überhaupt keine Möglichkeit zu glauben, so wie ich mich bekanntlich nicht selber aus dem Tod erwekken kann. Aber gewiss ist auch: die Menschen glauben d.h. sie selbst sind Subjekte ihres Glaubens. Nicht: Der Heilige Geist glaubt an ihrer Stelle, ebenso wie ich selbst – höchstselbst! – in der Auferstehung von den Toten aufstehe, auferstehe.
Daraus ergeben sich zwei logische Schwierigkeiten: 1. Wenn ich von mir aus keine Möglichkeit zum Glauben habe, bin ich dann nicht lediglich Objekt des Handelns Gottes, heißt das nicht, einen „Automatismus der Gnade“ zu vertreten? 2. Wenn der Mensch Subjekt des Glaubens ist, muss ich dann nicht an irgendeiner Stelle der Glaubensaneignung für das Zustandekommen des Glaubens verantwortlich sein? Und ist das dann nicht die sublimste Form der Rechtfertigung aus mir selbst?
Diese Alternative geht fehl, weil sie absieht vom Inhalt des Glaubens. Der Inhalt des Glaubens aber hebt an mit dem bittenden Bekenntnis: „Herr, ich glaube – hilf meinem Unglauben!“ Oder lutherisch gesagt: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann …“ (Luthers Erklärung zum Dritten Artikel).
Diese womöglich etwas zu dogmatischen Belehrungen, Schwestern und Brüder, haben lebhafte und kritische Konsequenzen für die Praxis einer offenen und öffentlichen Kirche, für das Verständnis der Praxis der Evangelisation und Mission. Sie könnten uns nämlich davor bewahren, den religiösen Managern auf den Leim zu gehen, die uns weismachen wollen, wir brauchten in der Evangelischen Kirche nur ein besseres Outfit, ein Logo, einige Öffentlichkeitskampagnen (mit Wahlkästchen) und einige im Turbokapitalismus abgekupferte Managementkniffe, um uns wieder ins Geschäft und auf die Straße der Gewinner zu bringen und die Aktien steigen zu lassen. Wer darauf seine Erwartungen setzt, der wird noch manchen schwarzen Freitag erleben, der allerdings alles andere ist als der allein seligmachende Karfreitag.
Ich will vor einer reformierten Synode noch knapp und provozierend sagen: Ein Symptom für die Gefahr, in der wir stehen, ist, dass wir uns in der ganzen Diskussion um Evangelisation und Mission bislang von der biblischen Erwählungslehre, präzise von der in ihr auf vielen Seiten der Bibel bezeugten doppelten Prädestinationslehre im Blick auf das Zum-Glauben-Kommen durchaus nicht

mehr beunruhigen lassen. „Gott hat uns selig gemacht und berufen mit einer heiligen Berufung, nicht auf Grund unserer Werke (oder dem von uns in Gang gesetzten Glauben), sondern auf Grund seiner eigenen, zuvor getroffenen Entscheidung (Prädestination!) und nach der Gnade, die uns verliehen worden ist in Christus Jesus vor der Zeit der Welt“ - d.h. vor ewigen Zeiten, von Ewigkeit her (1. Timotheus 1, 9). Das, Schwestern und Brüder, weist uns alle daraufhin, dass niemand von uns bei sich selber und bei anderen den Glauben machen, konstruieren und erwecken kann. Dass Du und ich glauben, das ist nicht unser Verdienst, das ist das Geschenk der Gnade Gottes, der in seiner Erwählung uns dazu bestimmt hat, im Glauben Zeuge seines Sohnes Jesus Christus und darin seiner einen und ganzen Wahrheit zu sein. Dass andere Menschen zum Glauben kommen - und wir begegnen niemandem, von dem wir nicht glauben dürften, dass nicht auch er oder sie zum Glauben bestimmt und erwählt wäre - das ist auch im letzten Grund Werk und Sache der freien Gnade Gottes in der Kraft des Heiligen Geistes, der in der Macht der Auferstehung auch heute noch ungehindert wirkt. Das ist unsere entscheidende Entlastung, die wir in allem Treiben einer „missionarischen Kirche“ erfahren und wahrnehmen dürfen. Wir machen es nicht. Und so gilt eben auch von uns - und von den anderen auch, das wir über unseren Glauben sagen und preisen dürfen, was der niederländische Prediger Hermann Friedrich Kohlbrügge im vergangenen Jahrhundert so gesagt und gepriesen hat: „Glauben heißt: Ja sagen mit einem Schrei des Bangens, der Not und der Freude - Amen darauf sagen: dass Gott unsere Seligkeit außer uns und ohne uns in Christo dargestellt.“

III. Der missionarische Inhalt – oder: Was ist unsere Botschaft? Woran sind wir erkennbar?

„Wir müssten es doch fertig bringen, einem gebildeten Heiden von heute in längstens einer Stunde sagen zu können, was wir Christen eigentlich glauben. Und zwar so, dass ihm dies nicht einfach unverständlich und unassimilierbar vorkommt wie eine Darlegung tibetischer Medizin.“ Das forderte vor dreißig Jahren der katholische Theologe Karl Rahner. Damals konnte Rahner vermutlich noch nicht voraussehen, was heute fast Tatsache geworden ist. Unzählige „gebildete Heiden von heute“ empfinden die tibetische Medizin verständlicher und assimilierbarer als den christlichen Glauben.

Wenn unsere Kirche sich auf den Weg zu einer missionarischen Kirche machen will, dann darf sie nicht länger die Frage nach dem Inhalt und der Verständlichkeit der Mission dem Selbstverständnis oder der Beliebigkeit überlassen, sondern sie muss - bevor sie Leitlinien kirchlichen Handelns entwickelt – die Frage beantworten, was sie denn eigentlich öffentlich missionieren und kommunizieren will. Die Frage der Auskunftsfähigkeit stellt sich, bevor die Antworten auf die Fragen der missionarischen Vermittlung gegeben werden. Auskunftsfähig werden wir allerdings nicht durch immer

neue Kommunikationskampagnen und erst recht nicht durch eine neue Flut theologischer Dissertationen oder Forschungsberichte. Auskunftsfähig werden wir, wenn die Theologie uns hilft zum Elementaren und zur Elementarisierung, wenn sie uns hilft, elementar zu sagen, woran Christen sich halten und was sie trägt, wenn wir in die Lage kommen und ausgerüstet werden, mit Gewissheit weiterzusagen, was für alle Menschen heilsam ist. Dies ist die gegenwärtig so dringliche Aufgabe. Und theologischer Streit darüber wäre dann hilfreich, wenn er uns für die Wahrnehmung dieser Aufgabe qualifiziert.

Ich will aber hier die Notwendigkeit von Elementarisierung und Auskunftsfähigkeit nicht nur postulieren, sondern einmal das Ergebnis einer solchen Elementarisierung vorstellen, die ausgeht von der Überzeugung, dass in missionarischer Situation, wie wir sie in Berlin-Brandenburg erleben, unvermeidbar die Veränderung unser binnenkirchlichen Sprachformen ist. Das heißt: Wir müssen zu einer Rede gelangen, in der elementar zum Ausdruck gebracht wird, was unser christlicher Glaube ist und was die Hoffnung, die uns trägt, und wes Sinn unser Herz ist. Unser aller Auskunftsfähigkeit ist herausgefordert angesichts der Frage: Was ist das Evangelium? Worin besteht das Christsein am Anfang des neuen Jahrhundert.

Ich versuche es in zwei und zehn elementaren Sätzen, an denen wir in Berlin-Brandenburg im Konvent der Generalsuperintendenten mit unserem Propst und dem Bischof ein ganzes Jahr lang gearbeitet haben, die aber nur dann gelungen sind, wenn man ihnen zwar die Tiefe, nicht aber die Mühe abspürt, mit der sie entstanden sind. Zwei Sätze schicke ich voraus, die sich befassen mit dem Christwerden, und dann folgen die zehn gemeinsamen Sätze, die sich mit dem Christsein befassen.

1. Der ewige Gott ist in Jesus Christus selber Mensch geworden. Das ist vor zweitausend Jahren geschehen: in der konkreten Lebensgeschichte des jüdischen Menschen Jesus von Nazareth. In seinem Tod am Kreuz am Karfreitag auf Golgatha und in seiner Auferstehung am Ostermorgen aus dem Grab des Joseph von Arimathia hat Gott den verlorenen Menschen angenommen und gerettet. Auch Dich und mich hat Gott dadurch angenommen und gerettet. Annahme und Rettung Gottes gehen uns auch im Tod nicht verloren. Sie führen uns vielmehr in Gottes neuer Welt zur Auferstehung und zum ewigen Leben.
2. Der Mensch kann seine Annahme und Rettung bei Gott weder schaffen, noch sich verdienen. Vielmehr dürfen, können und sollen wir akzeptieren, dass Gott selber in Jesus Christus unser Lebensfundament gelegt hat. Diese Akzeptanz ist der Glaube. Er wird mir geschenkt. Und in diesem Geschenk wird das neue Leben wahrgenommen. Aber das neue Leben, die Konsequenzen und Taten, die aus dem Geschenk folgen, sind nicht Bedingung der Annahme Gottes. So ist die Freiheit des Menschen begründet. Indem ein Mensch diese Freiheit wahrnimmt, ist er Christ geworden.

Und nun folgen die zehn Sätze über das Christsein an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: gleichsam zehn Folgerungen aus den zwei Voraussetzungen:

1. Christen vertrauen auf Gott, den Schöpfer allen Lebens. Bei ihm suchen sie Wahrheit und erfülltes Leben. Ihr Glaube befähigt zu einem Leben, in dem die Hoffnung größer ist als die Angst.

2. Christen halten sich zu Jesus Christus. Sein Leben, sein Tod und seine Auferstehung sind Gottes Liebeserklärung an die Welt. Auch angesichts von Bedrohungen vielfältiger Art ist der christliche Glaube lebensbejahend und menschenfreundlich.

3. Christen hoffen auf Gottes lebendigen Geist. Er bewegt und erneuert. Er macht frei. Darum treten Christen dafür ein, dass nichts Menschliches vergöttert wird - weder Rasse noch Nation, weder Fortschritt noch Erfolg, weder Leistung noch Macht noch Gewinn.

4. Christen halten daran fest, dass alle Menschen als unverwechselbare Geschöpfe Gottes geachtet werden. Kein Mensch ist mit seinen Taten oder Untaten, mit seiner Leistung oder seinen Fehlleistungen gleichzusetzen. Das ist der Kern aller Menschlichkeit in der Gesellschaft.

5. Christen können Schuld bekennen und um Vergebung bitten. Darin gründet ihre Freiheit. Aus dieser Freiheit fließt die Bereitschaft, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen.

6. Christen vertrauen darauf, dass Gottes Liebe sie über den Tod hinaus trägt und ihrem Leben Sinn gibt, auch wenn ihr Weg durch Krisen und Leiden führt. Sie erwarten die neue Welt Gottes und mit ihr die Antwort auf ungelöste Fragen.

7. Christen wollen zur Achtung unter den Menschen, zur Gerechtigkeit und zum Frieden beitragen. Sie setzen sich für ein gerechtes Miteinander von Frauen und Männern, von Jungen und Alten ein. Sie widersetzen sich der wachsenden Ungleichheit in der einen Welt.

8. Christen leben vom Erbarmen Gottes. Darum treten sie für Rücksicht gegenüber Schwächeren und das Recht von Fremden ein. Sie unterstützen Chancen eines Neuanfangs für die, die schuldig geworden sind oder sich verrannt haben.

9. Christen wissen sich als Teil von Gottes Schöpfung. Sie bemühen sich, pfleglich mit ihrer natürlichen Umwelt umzugehen. Sie tragen Sorge für die Umwelt der nachfolgenden Generationen.

10. Christen sind angewiesen auf die Gemeinschaft in der Kirche. In der Begegnung mit der christlichen Botschaft finden sie Rückhalt und Orientierung im Leben und im Sterben. Diese Botschaft weiterzusagen, sind sie beauftragt. Die Kirche bietet allen Menschen Raum für

die Bezeugung von Gottes Wort, für Stille und Besinnung, für Feier und Aktion, Begegnung und Dialog.

Das sind die zehn Sätze. Ob Sie taugen? Das lässt sich nur in der Kommunikation ausprobieren, d.h. im Dialog mit Menschen, in dem diese nachfragen und wir in unserem Gespräch bessere Formen finden, Ihnen das Evangelium zu sagen, als es diese zehn Sätze vermögen. Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche soll es jedenfalls kommen zur Wahrnehmung des Evangeliums und seiner Kommunikation - in der bewussten Elementarisierung und Dialogisierung unseres Glaubens mit dem Ziel, Kommunikation mit denen zu ermöglichen, die das Evangelium noch nie gehört oder nie so gehört haben, so dass sie wahrnehmen können: das ist der einzige hilfreiche und verlässliche Trost im Leben und im Sterben.

IV. Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation

An dieser Stelle komme ich nun dazu, direkt auf die zwölf Leitsätze zum kirchlichen Handeln in missionarischer Situation hinzuweisen, die von unserer Landessynode nach einer dreijährigen Erarbeitungszeit angenommen und verabschiedet worden sind. Ich freue mich, dass Sie alle diesen Text vor Augen und gelesen haben. Unter den von mir genannten Voraussetzungen der theologischen Klarstellung über den Grund und Inhalt des Glaubens versuchen wir in Berlin-Brandenburg mit diesen Sätzen und ihren Erläuterungen eine Antwort zu geben auf die Frage, wie unsere Kirche wieder zu einer ihren Hauptauftrag erfüllenden Kirche werden kann, welchen Weg sie beschreiten sollte, um zu einer missionarischen, zu einer ausstrahlenden Kirche zu werden.

Dafür haben diese Leitlinien drei klare Schwerpunkte: sie betonen die **Auskunftsfähigkeit** aller Gemeindeglieder über den Glauben, sie setzen an bei den **missionarischen Möglichkeiten im Normalen** des Gemeindealltags und sie vermeiden zusätzliche Belastungen, sie bauen auf **Entlastung** durch verbesserte Strukturen und Kommunikationswege. Bischof Wolfgang Huber hat in einem Bericht an die Synode festgehalten: „Das Ziel besteht ... darin, ein Umdenken einzuleiten und eine klare Orientierung an der missionarischen Aufgabe anzuregen. ... Wir sind an einer inhaltlichen Präzisierung des Missionsauftrags der Kirche interessiert und an der Suche nach dafür geeigneten Handlungsformen. Wir wollen dazu ermutigen, den Glauben als Beziehungsbegriff zu verstehen und deshalb auch unseren Glauben in den alltäglichen Beziehungen, in denen sich unser Leben vollzieht, erkennbar zu machen.“[4]

Die Lektüre dieses Heftes bei ihnen voraussetzend nenne ich noch einmal in sieben Punkten die wichtigsten Akzentsetzungen unserer Leitsätze:

Der erste Akzent betrifft die missionarische Kompetenz aller Gemeindeglieder:

Mission hat das Ziel, Menschen in der Wahrnehmung des Glaubens an Jesus Christus zu bestärken und zu ermutigen. Diese Mission richtet sich an alle Menschen auf Grund ihres Heils, das Gott ih-

nen in Christus bereitet hat. Alle Christinnen und Christen haben Teil an der Sendung (Mission) des Sohnes durch Gott, den Vater; sie werden dabei bewegt, geleitet und erneuert durch den heiligen Geist.

Der zweite Akzent betrifft die Auskunftsfähigkeit der Getauften über den Glauben:

Die wichtigste Form missionarischen Handelns ist die Präsenz und das Glaubenszeugnis der Gemeindeglieder in ihren alltäglichen Lebensbezügen. Sie stehen in lebendiger Auseinandersetzung mit dem, was sie glauben und was sie trägt. Das schließt ein, dass sie ihren Glauben zur Sprache bringen und anderen darüber Auskunft geben können.

Der dritte Akzent wird auf die Grundaktion der christlichen Gemeinde in ihrem Gottesdienst gesetzt:

Der sonntägliche Gottesdienst und die Gottesdienste zu besonderen Anlässen sind wie Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung wichtige missionarische Gelegenheiten. Hier können Menschen erfahren, dass sie im Alltag, zu herausgehobenen Zeiten und in besonderen Lebenssituationen angesprochen und begleitet werden. Diese Gelegenheiten sollen darum sorgfältig wahrgenommen und auch für Konfessionslose einladend und verständlich gestaltet werden.

Den vierten Akzent setzen wir auf die Verschränkung von Gemeindealltag und Lebensalltag:

Alles, was im Gemeindealltag geschieht, kann ein missionarischer Impuls für die Gesellschaft werden, in der wir leben. Das setzt voraus, dass Gemeindeveranstaltungen nicht selbstgenügsam, sondern einladend als „Räume mit offenen Türen“ und mit dem Blick nach draußen gestaltet werden.

Die normalen Gemeindeveranstaltungen bieten durch die vielfältigen Erfahrungen, die Kinder, Jugendliche und Erwachsene mitbringen, die Chance, immer wieder neu zu entdecken, wo sich die Sache des Glaubens mit den konkreten Lebensfragen und -freuden der Menschen heute verbindet. Diese Entdeckungen können im Alltag wirksam werden, wenn wir mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen verstärkt nach Formen suchen, wie der Glaube im privaten und öffentlichen Lebensalltag Gestalt gewinnen kann.

Den fünften Akzent setzen wir auf besondere missionarische Initiativen und Aktionen:

Die gewohnten Formen der Gemeindearbeit bieten einen begrenzten missionarisch-öffentlichen Rahmen, der durch die Mission in besonderer Form ergänzt wird. Durch diese Aktionen werden Zeichen des Glaubens gesetzt für Gemeinden, Interessierte, Distanzierte und Kirchenferne. Es kommt darauf an, dafür orts- und situationsgemäße Gestaltungsmöglichkeiten zu suchen.

Den sechsten Akzent setzen wir im Blick auf die unabdingbare missionarische Kompetenz als Ausbildungsziel:

Das wachsende Bewusstsein für Mission als unverzichtbare Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi hat Konsequenzen für die Aus- und Fortbildung kirchlicher Mitarbeiter. Eine fundierte missionari-

sche Haltung soll in allen Bildungszusammenhängen gefördert werden; denn sie ist in allen Bereichen der Kirche Voraussetzung des Dienstes.
Den siebten Akzent setzen wir, indem wir das missionarische Zeugnis in den gesellschaftlichen Konflikten herausstellen:
Mission hat gesellschaftliche Aspekte. Kirche bezeugt öffentlich, dass sich die Sache des Glaubens mit den Lebenserfahrungen der Menschen berührt. Die Verkündigung der Lehre Jesu in der Welt bedeutet auch sozial-ethische Parteinahme und wahrgenommene Verantwortung für Menschen.

V. Die Vision des nächsten Schrittes

„Wir brauchen eine Vision von der künftigen Gestalt unserer Kirche", so sagen heute viele angesichts der Unsicherheit über den künftigen Weg der Evangelischen Kirche in Deutschland. „Visionen und Utopien sind nichts anderes als Vorformen von Alkoholismus", hörte ich unlängst im Radio als Zentralsatz eines modernen Theaterstücks, das in Berlin dieser Tage seine Uraufführung hatte.
Was ist eine „Vision"? Unsere Leitsätze gehen an ihrem Schluss von einem biblischen Text aus, in dem das Wort Vision (griechisch horama, lateinisch visio) ausdrücklich vorkommt: In der Apostelgeschichte wird im 16. Kapitel von Schwierigkeiten berichtet, die sich bei Paulus auf seinen Missionsreisen in den Weg stellten. Mitten in diesen Schwierigkeiten über den weiteren Missionsweg hat Paulus eine Vision: „Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Mazedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns." So kam der christliche Glaube nach Europa - durch eine Vision. Und zwar eine Vision des nächsten Schrittes. Paulus hat nicht eine Vision von der künftigen Gestalt der Kirche; auch keine Vision, die ihm Klarheit darüber schafft, was aus seinem Wirken werden wird, sondern ganz schlicht eine Vision, die ihm hilft, den nächsten Schritt zu tun.
Eine solche Vision des nächsten Schritts brauchen wir auch heute. Darum muss man bitten. Darüber muss man reden - im Hören auf die Bibel und im Achten auf die konkreten Verhältnisse vor Ort. Und dann kann sich Klarheit über den nächsten Schritt einstellen. Das muss nicht gleich ein Schritt von so großer geschichtlicher Bedeutung sein, wie es der Schritt des Paulus über den Bosporus nach Europa war. Aber es kann ein Schritt sein, der weiterführt. Und dieser Schritt kann von Gemeinde zu Gemeinde auch sehr verschieden sein. Nicht alle müssen das gleiche tun, aber alle Gemeinden müssen sich um eine Vision des nächsten Schrittes bemühen, um Klarheit darüber: Was ist jetzt bei uns dran? Was wollen wir als nächstes in Angriff nehmen, um Menschen neu anzusprechen und für die Sache des christlichen Glaubens zu gewinnen (Apg 16,9f.).
Warum ist das nötig? So wichtig es ist, den Bestand zu pflegen, ein „Weiter so!" reicht nicht aus - heute weniger denn je. Alle, auch die einzelnen Christinnen und Christen, müssen sich der Frage nach dem nächsten Schritt stellen. Dazu muss man genau hin-

hören: Was ist bei uns nötig? Wo fordern uns die Menschen unserer Umgebung heraus? Was sagt die Bibel? Wo liegen unsere Möglichkeiten und Gaben? Darüber muss man miteinander reden, und darum muss man beten. Dann kann sich Klarheit über den nächsten Schritt einstellen. Noch einmal: Das muss kein so großer Schritt sein, wie es der Schritt des Paulus über den Bosporus nach Europa war. Aber es kann ein Schritt sein, der weiterführt auf dem Weg der Jüngerinnen und Jünger „in alle Welt". - Ich schließe – nicht nur aus Respekt vor einer reformierten Synode, sondern auch in Vergewisserung der eigenen theologischen Grundentscheidungen, die mich selbst seit nun bald vierzig Jahren von der Theologie des Wortes Gottes aus geprägt haben und prägen - mit einigen Sätzen Karl Barths. Ich meine, er ist der Theologe, dem die Evangelische Kirche im letzten Jahrhundert am meisten zu verdanken hat und der sie zeitlebens - besonders aber in Phasen höchster Gefährdung und Selbstgefährdung - entschieden zu Jesus Christus und damit zur Zuversicht, zu ihrem Auftrag und zu ihrer Pflicht gerufen hat: Karl Barth schreibt vor einem halben Jahrhundert in seiner Kirchlichen Dogmatik [KD III, §55, S. 577f]:

„Jesus Christus ist wohl der Herr der Menschen, und was er getan hat, hat er für sie getan. Aber der Glaube an ihn ist nicht Jedermanns Ding. Die Gemeinde wird darum ruhig damit rechnen, immer eine kleine Minderheit zu sein. Sie wird auch damit rechnen, dass sie sich als diese Minderheit durch den Abfall von solchen, die nur scheinbar zu ihr hinzutraten, noch verkleinern kann. Sie wird sich heute nicht wundern, wenn es nach den scheinbaren Massenzuwanderungen vergangener Jahrhunderte in Zukunft zu den der Realität besser entsprechenden Massenabwanderungen kommen sollte. Wiederum gibt es aber auch gar keinen Menschen, der unmöglich Christ werden könnte: unter den jetzt Unwissenden und Gleichgültigen nicht, und unter den ausgesprochenen Feinden des Evangeliums, unter den lauten, trotzigen Gottesleugnern erst recht nicht. Da ist Keiner, dem es nicht sehr wohl bestimmt sein könnte, in Jesus von Nazareth seinen Meister zu finden und ihm darum als das Menschengeschöpf, das nun gerade er ist, nachfolgen zu dürfen und zu müssen, ja Keiner, der in seinem Dienst nicht vielleicht zu Größtem bestimmt sein könnte. Weil diese Möglichkeit überall, unter Menschen jedes Volkes und jeder Art offen ist, muss die Gemeinde Mission treiben, das Netz auswerfen, Menschen zu fischen. Es könnte immer nur im Unverständnis ihres Auftrages, immer in dessen Vernachlässigungen geschehen, wenn sie das unterlassen, wenn sie sich mit ihrem bisherigen Bestand begnügen, sich nicht nach neuen Menschen zur weiteren Ausführung ihres Auftrages umsehen, wenn sie sich um deren Gewinnung nicht bemühen würde. Lebendig ist die Gemeinde da und nur da, wo sie als solche in der Rekrutierung begriffen ist, und wo sie sich um diese Rekrutierung gerade auch in den scheinbar dunkelsten Gegenden der Welt bemüht: gerade da,

wo das Evangelium noch ganz abgelehnt ist, [...] Die Gemeinde ist als solche auch Missionsgemeinde oder sie ist nicht christliche Gemeinde.“ –

Sie haben mir, Schwestern und Brüder in Osnabrück, lange zugehört. Ich danke für Ihre Geduld. „Prüfet alles, das Gute behaltet“, sagt der Apostel. Und wichtiger noch heißt es im Blick auf das Wort unseres Herrn Jesus Christus: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Und OHREN – wie jeder sehen kann –, haben wir – alle! – Und die anderen haben sie auch. Warum sollten wir da nicht zu ihnen reden können und über das, wovon wir nicht schweigen können?

Generalsuperintendent i.R.
Dr. Rolf Wischnath

[1] Der Vortrag nimmt manche Gedanken und Erkenntnisse auf, die in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg unter der Leitung von Bischof Dr. Wolfgang Huber gefunden, erörtert und formuliert worden sind und Eingang gefunden haben in den synodalen Prozess unserer Kirche, von dem der Vortrag berichtet. Die wichtigsten Vorarbeiten dafür sind das Buch: Wolfgang Huber, Kirche in der Zeitenwende - Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1998 - und verschiedene Aufsätze und Vorträge des Bischofs zum missionarischen Auftrag der Kirche in unserer Zeit.

[2] Vgl. *Eberhard Jüngel*, Einführung in das Schwerpunktthema der 4. Tagung der 9. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland in Leipzig (November 1999), 1 (unveröffentlichtes Manuskript).

[3] Einige Veröffentlichungen des letzten Jahres seien hier angeführt:

Berlin-Brandenburg: *Wachsen gegen den Trend. Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche.* Der Landessynode sowie den Gemeinden, den Kirchenkreisen, den Einrichtungen und Werken der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg vorgelegt durch eine von der Kirchenleitung eingesetzte Arbeitsgruppe (Berlin 1998).

Württemberg: *Zum Glauben einladen.* Modelle missionarischen Gemeindeaufbaus. Aktionen einladenden Gemeindelebens. Ansprechende Formen der Evangelisation (Stuttgart 1999).

Evangelisch-reformierte Kirche: A*uftrag, Weg und Ziel der Gemeinde Jesu Christi in der gegenwärtigen Zeit.* Ein Diskussionspapier. Synode ev.-ref. Kirchen in Bayern und Nordwestdeutschland (Leer 1998).

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK): *Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene.* Ein Verständigungsprozess über die gemeinsame Aufgabe der Mission und Evangelisation in Deutschland, hrsg. von EMW, ACK und missio (Hamburg 1999).

Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste: *Miteinander unterwegs in der Mission.* Die AMD und ihre Mitglieder (Berlin 1999).

Arnoldshainer Konferenz: *Evangelisation und Mission.* Ein Votum des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz (Neukirchen-Vluyn 1999).

Evangelisches Missionswerk in Deutschland: *Arbeitsbuch Ökumenische Gemeindeerneuerung.* Bausteine zur Gemeindeentwicklung in ökumenischer Weite (Hamburg 1998).

[4] *Wolfgang Huber*, Wachsen gegen den Trend. Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche. Einbringung bei der außerordentlichen Sitzung der elften Landessynode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, am 2. Mai 1998 im Diakoniewerk Lazarus zu Berlin, 5f. (unveröffentlichtes Manuskript).

Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm

Vortrag auf der Jahrestagung der Ludwig-Hofacker-Vereinigung, am 5. Februar 2005 in Korntal

Dr. Christoph Morgner

0. Vorbemerkungen

Aus guten Gründen hat man den Pietismus als „eine der wichtigsten Bewegungen der neueren europäischen Geschichte“[1] eingeordnet. Es lohnt, sich heute auf die besten pietistischen Traditionen zu besinnen. Wir sind reicher als wir ahnen. Hier kommen Schätze zum Vorschein, die uns helfen, geistlich gefüllte und auf den heutigen Menschen zugeschnittene Gemeindearbeit zu tun. Aus dem Gestern erwachsen uns wertvolle Impulse für heute.

0.1. Wir stehen für den Gesamtaspekt Kirche

Der Pietismus stellt keinen Teilaspekt von Kirche dar wie beispielsweise die Liturgiker, die Frauenarbeit und die Friedensbewegung, sondern er versteht sich als eine Bewegung, die die Kirche in ihrer Gesamtheit erfassen und prägen will. Wir kultivieren keine Spezialthemen, sondern wir stehen für ein bestimmtes Gesamtmodell Kirche, von dem wir überzeugt sind, dass in ihm den biblisch-reformatorischen Anliegen und den heutigen Erfordernissen optimal Rechnung getragen wird.

Deshalb widerspreche ich vehement allen Redewendungen, die vom „Tropfen Öl des Pietismus“ sprechen, den man in der Kirche brauche – in einer ähnlichen Dosierung wie ein bisschen Pfeffer in der Suppe oder eine Prise Salz auf dem Frühstücksei. Ein klein wenig lässt man sich gern gefallen, aber wehe, es wird zuviel! Nein, wir benötigen den Pietismus als leitende Kultur unseres kirchlichen Lebens.

Deshalb zielen wir nicht auf einzelne Segmente von Kirche, sondern auf die Kirche insgesamt. Zukunftsfähig wird unsere evangelische Kirche nur sein, wenn sie sich auf wesentliche pietistische Elemente besinnt.

0.2. Wir gehen zurück „zu den Quellen“

Unter welchen Zeitumständen kam der Pietismus zu Stand und Wesen? Was hat die Menschen damals umgetrieben? Wovon waren sie geprägt? Was hat sie geängstigt und fasziniert?

Eine Bewegung darf nicht als isolierte Größe missverstanden werden, die genial und unverbunden aus dem damaligen Geschehen herausragt. Jede Bewegung entzündet sich an den Umständen ihrer Zeit[2]. Der Pietismus kommt nicht von ungefähr. Deshalb gehen wir kurz ins 17. Jahrhundert zurück und fragen:

1. Was war das für eine Zeit?

Im 17. Jahrhundert erschließen sich in jeder Hinsicht neue Räume: historische, geogra-

phische, naturwissenschaftliche, gesellschaftliche, persönliche. Wohin man auch schaut, werden neue Seiten aufgeschlagen. Das musste sich auch auf die Kirche auswirken, wollte sie nicht zum bloßen Museum degenerieren.
Es gärt. Umbrüche deuten sich an. Reformstimmung macht sich breit. Eine neue Zeit erfordert neue Antworten. Die bestehenden kirchlichen Institutionen waren außerstande, oft auch unwillig, diese zu geben. Der Pietismus hat sich als Antwort verstanden: in reformatorischen Traditionen verwurzelt und zugleich den Menschen der Gegenwart zugewandt. Holzschnittartig liste ich einige markante Umstände des Zeitkolorits auf:

1.1. Hypothek des Dreißigjährigen Krieges
Deutschland befand sich in einem verheerenden Zustand. Dieser Krieg hat „wirtschaftlich, moralisch und kirchlich katastrophale Verhältnisse“[3] hinterlassen. Nur die Hälfte der Bevölkerung war noch am Leben. Das Land und seine Menschen waren ruiniert. Kein Krieg hat Deutschland so übel zugerichtet wie dieser. Das Grundvertrauen in bisherige Lebenstraditionen und Institutionen war geschwunden.

1.2. Defizitäre Orthodoxie
Das Zeitalter der Orthodoxie hatte das Wildwasser der Reformation säuberlich kanalisiert. Als herrschende kirchliche Strömung war sie mittlerweile müde geworden, erschöpft und ausgelaugt. Sie begnügte sich mit dem Zitieren und Verteidigen der Bibel und war deshalb kaum in der Lage, dem aufbrechenden Bedarf nach einer – in einem guten Sinn – zeitgemäßen Theologie Rechnung zu tragen[4].
Die offizielle Kirchlichkeit war stärker von dogmatischen Auseinandersetzungen und konfessioneller Polemik durchzogen als von einer Orientierung und Nestwärme gebenden Frömmigkeit. Christliche Lehre war weithin zum Zankapfel geworden.
Die in dieser Zeit entstehende Erbauungsliteratur (Johann Arndt) und Liedkultur (z.B. Paul Gerhardt) bahnten auf indirekte Weise dem Pietismus den Weg.

1.3. Vermehrte Individualisierungsschübe
Die bis dato prägenden Institutionen hatten an Kredit verloren. Nun beginnt das Individuum, sich nach und nach als Ausgangspunkt des Geschehens zu begreifen. Es wird maßgebend. Das Ich – nicht mehr Gott – wird zum Dreh- und Angelpunkt der Erkenntnis.
In gleichem Zug wird der Einzelne vermehrt ernst genommen und in seiner individuellen Würde verstärkt respektiert. Es wächst das Interesse an Biographien. Tagebücher kommen in Mode, ebenso Autobiographien. Die Verehrung großer Persönlichkeiten nimmt zu.

1.4. Ganzheitlicher Bedarf
„Die Zeitgenossen hungerten nach Realitäten, nach festem Boden unter den Füßen“[5]. Der Pietismus hat die Sehnsüchte und Stimmungen seiner Zeit gespürt, sie ernstgenommen und sich den neuen Phänomenen gestellt. Einfühlsam, kenntnisreich und biblisch-reformatorisch gegründet, hat er neue Antworten und Formen gefunden. Dabei sind vor allem drei Ebenen zu beobachten:

1.4.1. Glaube und Naturwissenschaft
Die heraufbrechenden Naturwissenschaften machen immense Fortschritte. Sie faszinieren und leuchten ein. Das Diesseitige gewinnt ein erhöhtes Gewicht. Die Technik rückt in den Gesichtskreis. Naturvorgänge werden beobachtet. Die kirchlichen Nachhutgefechte, die sich dem entgegenstemmen, enden kläglich. Der Pietismus dagegen zeigt sich offen und lernwillig.

1.4.2. Konfessionsübergreifende Sicht
Nach dem Desaster des Krieges, der ja auch religiöse Züge trug, war die Sehnsucht groß nach Toleranz, Harmonie und einem friedlichen Zusammenleben der Konfessionen. Der Pietismus durchbrach enge Grenzen und gewann eine konfessionsübergreifende Sicht.

1.4.3. Glaube und Leben
Die richtige Lehre macht die Seele noch lange nicht satt. Sie prägt noch längst nicht die Lebensführung und den politischen Alltag. Wie kann christlicher Glaube in einer desolaten Zeit das Leben und Zusammenleben positiv formen? Wie kann er zu neuem Lebensmut und zu neuer Orientierung verhelfen? Dem Pietismus liegt das Üben der Frömmigkeit am Herzen, das Gestalten von geistlichen Beziehungen und Strukturen.

1.5. Weiterführung der Reformation
Manches von dem, was bei Martin Luther keimhaft angelegt war, jedoch wegen der Zeitumstände nicht verwirklicht werden konnte, greift der Pietismus auf und bringt es neu auf die kirchliche Tagesordnung. Die führenden Pietisten haben sich als Testamentsvollstrecker der Reformation verstanden, so z.B.:

- Philipp Jakob Spener durch seine collegia pietatis;
- August Hermann Francke durch seine Weiterarbeit an Luthers Bibelübersetzung;
- Nikolaus Reichsgraf von Zinzendorf durch seine weltweite missionarische Tätigkeit.

Der Pietismus hat sich mit der Reformation identifiziert und mit hohem Respekt von Martin Luther gesprochen.

1.6. Fazit
Der Pietismus hat sich nicht gegen seine Zeit gesperrt, sondern sie als Herausforderung Gottes angenommen und als Chance begriffen. Er war von einem ausgeprägten kairos-Bewusstsein[6] erfüllt. Hier wurden die modernen Fragen und Bedürfnisse aufgegriffen und mit der biblischen Botschaft verknüpft, so dass sie als lebensdienlich empfunden werden konnten. Tradition und Moderne wurden miteinander verbunden. Das machte das Faszinosum des Pietismus aus. Das erklärt seine Dynamik und seine zeitübergreifende Aktualität bis zum heutigen Tag. Dabei betrat man auch im Methodischen neue Pfade. Schauen wir uns nun den Mann genauer an, mit dem der Start des Pietismus unlöslich verknüpft ist.

2. Was war das für ein Mann?

Spener gilt als „der bedeutendste, einflussreichste und umstrittenste deutsche evangelische Theologe und Kirchenmann seiner Zeit“[7]. Durch ihn bekam der Pietismus seine

unverwechselbare Kontur. Die ersten Stationen seines Lebens bis zum Aufknospen dessen, was wir Anfänge des Pietismus nennen, in abrissartiger Kürze: Spener wird 1635 in Rappoltsweiler im Elsässischen geboren. Er besucht nie eine öffentliche Schule, sondern erhält Privatunterricht. Im Alter von 16 Jahren beginnt er das Theologiestudium in Straßburg. Er zeigt sich als ein frommer und emsiger Student, der nach acht Jahren sein Studium abschließt.

Nun wird er Freiprediger, was damals eine Art Wartestand für nachrückende Theologen bedeutete. Diese Zeit nutzt Spener zu Promotion und Heirat (1664) – in dieser Reihenfolge und am selben Tag. Im Jahr 1666 wird er zum Senior der zwölfköpfigen Pfarrerschaft nach Frankfurt am Main berufen. Ihr steht er zwei Jahrzehnte hindurch als primus inter pares vor. Er predigt in der Barfüßerkirche, auf deren Platz heute die Paulskirche steht.

Die Zeit in Frankfurt war nach seiner eigenen Einschätzung die effektivste seiner gesamten Dienstzeit. Im „lieben Frankfurt“[8] hat sich Spener entfaltet, ohne jedoch revolutionäre Ambitionen zu hegen, wie sie in separatistischen Kreisen umgingen. Spener erweist sich rundum als ein hochgebildeter, solider Theologe, dem Extreme und Einseitigkeiten fremd und suspekt sind. „Als Theologe wollte Spener orthodoxer Lutheraner sein und war es auch“[9]

Die unermüdliche Kreativität und der sprudelnde Einfallsreichtum, die später bei August Hermann Francke in Halle anzutreffen waren, lassen Spener „schwindelig“ werden, und die Umtriebigkeit von Zinzendorf hätte ihn erst recht irritiert. Seine Hauptaufgabe sieht er im Predigen. In seinen zwanzig Frankfurter Jahren hält Spener mehr als 1.200 Predigten, die er jeweils gründlich ausarbeitet[10]. „Ein hinreißender Erweckungsprediger war er .. nicht“[11], doch „vom barocken Kunstpredigtstil hatte er sich getrennt. Er erzieht seine Predigtzuhörer zu aufmerksamem Hören der Schrift“[12]. Viele bringen auf seine Aufforderung hin die Bibel mit in den Gottesdienst. Spener pflegt neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit ein ausgefallenes Hobby: Er wird zu *dem* Spezialisten in Sachen wissenschaftlicher Genealogie und Heraldik. Darüber hält er in seinen frühen Jahren in Tübingen zwei Kollegs. Obendrein veröffentlicht er dazu ein umfangreiches Werk. Wer sich damals über seinen Stammbaum und sein Familienwappen im Unklaren gewesen ist, fragt bei Spener nach. Das hat dem Pietismus viele Türen in den sogenannten „höheren Kreisen“ geöffnet[13].

Spener wirkt darüber hinaus unermüdlich als Seelsorger: Er schreibt derart viele Briefe, dass er durch den Kaiser vom Porto befreit wird[14].

3. Was brachte Spener auf den Weg?

Im Jahre 1675 verfasst er die „Pia desideria“ (fromme Wünsche) als Vorwort zur Evangelienpostille von Johann Arndt. Bald erscheinen seine Gedanken als Sonderdruck und Flugschrift. Punktgenau leuchtet Spener in die Zustände von Kirche und Gesellschaft hinein. Er bringt zu Papier, was viele Verantwortliche damals ähnlich empfinden[15]. Diese Veröffentlichung macht Spener bald in ganz Deutschland bekannt. Er war von der außer-

ordentlichen breiten Resonanz seiner „pia desideria“ selber am meisten überrascht.
Darin formuliert Spener nicht seine eigenen Wünsche, was ja berechtigt wäre, sondern er ist davon durchdrungen, die göttlichen Wünsche zur Sprache zu bringen. Gott versteht er als Subjekt seiner Veröffentlichung. Was Gott sich wünscht, soll in der Kirche handlungsleitend sein.
Spener spricht in dieser Schrift Christen an, besonders die im Pfarramt. Es geht ihm nicht zuerst um einen Appell an die Öffentlichkeit, obwohl er auch den Stand der Obrigkeit kritisiert, sondern die einzuleitenden Reformen betreffen primär die Frommen im inneren Kreis der Kirche. Spener geht davon aus, dass die internen Reformen positive Kreise zu denen ziehen, die bisher noch nicht für den Glauben gewonnen werden konnten, u.a. zu den Juden.
Die programmatische Schrift stellt zu hohen Teilen die Bündelung dessen dar, was Spener bereits im Vorfeld und in kleinen Schritten lehrt und praktiziert. „Die Formulierungen seiner Reformschrift entwickelten sich in einem mehrjährigen Prozess“[16]. In seinen Reformschritten sind das Geistlich-theologische und das Praktische unlöslich ineinander verwoben. Spener begnügt sich nicht damit, klare Diagnosen zu stellen und die Therapie einzufordern, sondern er zeigt zugleich gangbare und basisnahe Schritte auf, mit denen die erforderlichen Erneuerungen eingeleitet werden können. Damit vermittelt er seinen Zeitgenossen eine konkrete Utopie, motiviert aus einer tiefen geistlichen Sicht heraus, aus der Freude am Evangelium und nicht zuletzt aus Liebe zu seiner Kirche und ihren Menschen. Gemäß der doppelsinnigen Überschrift[17] soll zunächst von den geistlichen Kräften die Rede sein, die Spener motiviert haben, danach von den einzelnen konkreten Maßnahmen.

3.1. Seine Motive

Während die meisten Theologen der Orthodoxie die schlechten Zeiten beklagten und in ihnen geistlich zu überleben suchten, hofft Spener unerschütterlich – chiliastisch angeregt[18] – auf „noch einen besseren Zustand seiner Kirchen hier auf Erden“[19], wie Gott es versprochen hat. Dessen große Taten liegen nicht nur in der Vergangenheit, wie es damalige Überzeugung war, sondern erst recht in der Zukunft. Diese Erwartung wird zur starken Triebfeder, die ihn zur nüchternen Bilanz und zu reformerischem Eifer bewegt. Spener ist überzeugt: Gott hat noch Großes vor[20]. Zu diesem Gesamtpaket des Neuen gehört ein Dreifaches:

- Die gesamte Kirche wird in einen „viel heiligeren und herrlicheren Stand“ versetzt .. „als sie (jetzt) ist“[21].
- Es steht ein „größerer Fall des päpstlichen Roms zu erwarten“, der weit über den „Stoß“ hinausgeht, der ihm „von unserem Herrn Luther gegeben worden ist“[22].
- Israel wird sich zu Jesus bekehren, wobei eine veränderte, geheiligte Kirche kein „Hindernis“ mehr darstellen muss, sondern „Mittel zur Bekehrung“ werden kann[23].

Diese Erkenntnisse sind in Spener erst nach und nach gewachsen. Noch wenige Jahre zuvor hat er – gut lutherisch – alle chiliastischen Anflüge heftig verworfen. Aber angesichts des Zustandes seiner Kirche, beim

Studium der Apokalypse und unter dem Klima sehnsüchtiger Endzeiterwartung unter vielen Frankfurter Frommen[24] gewinnt Spener eine neue, eschatologisch fundierte Sicht der zukünftig möglichen Lage der Kirche, ohne sich gänzlich auf den Chiliasmus und dessen Ausmalen apokalyptischer Katastrophen sowie seliger Paradieseszustände einzulassen[25]. Er erstellt kein geschlossenes System.

Aber damit bringt Spener in seiner Kirche und Zeit eine neue Tonart zum Klingen. Völlig überraschend spricht er „die Hoffnung aus, die Kirche werde bessere Zeiten sehen“[26]. „Das Neue, das den Ideen (Speners) Durchschlagkraft verleiht und sie wie ein Motor vorantreibt, ist deren eschatologische Mitte“[27]. Damit war den Gläubigen in damaliger Zeit eine Kraft gegeben, zuversichtlich und erwartungsvoll nach vorn zu gehen. Diese macht nicht müßig, sondern fleißig. Sie wehrt dem Geist der Resignation. Diesem steht die Dynamik des göttlichen Geistes entgegen. Einzig dessen „erfahrbare Lebenskraft“[28] ist in der Lage, Neues zu bewirken.

Theologisch fundiert und methodisch anregend ruft Spener auch den von der Kirche Enttäuschten zu, dass es sich lohnt, für die evangelische Christenheit einzutreten und in ihrem Dienst zu stehen, denn ihr gehört die Zukunft. Damit hat Spener der Kirchenkritik des Separatismus viel Wasser abgegraben. Die Kirche ist für ihn „kein hoffnungsloser Fall“[29]. Deshalb lohnt es, für sie einzutreten und sich in ihr zu engagieren.

Spener zeigt schonungslos die Fehler und Schwächen seiner Kirche auf. Weil er sie liebt, sucht er sie zu erneuern. Er formuliert nicht nur Kritik an den kirchlichen Zuständen, sondern regt zugleich Reformen und Maßnahmen an, diese praktisch zu beheben. Dabei setzt er nicht bei Strukturen an, sondern im Innenleben der Kirche.

Spener unterlässt es, die Schuld für den misslichen kirchlichen Zustand auf andere zu schieben: „Ich nehme mich auch nicht aus der Zahl derer heraus, die in unserem Stand bisher des Ruhms mangelnden wir vor Gott und der Kirche haben sollten. Ich sehe mehr und mehr, woran es mir auch selbst mangelt und bin bereit, auch bei den anderen solches brüderlich vorauszusetzen“[30].

Es lassen sich bei Spener folgende drei Motive für seine Reformen finden. Diese sind schichtweise miteinander verbunden:

- Der arme, elende Zustand seiner Kirche. Auch der geistliche Stand ist „ganz verderbt“[31]. Zank und Streitsucht gehen unter Christen um. Ein Pfarrer will den anderen in seinen Predigten geistreich übertrumpfen. Die Christen verlassen sich auf die Taufgnade, ohne ein Leben in der Nachfolge Christi zu führen. Elementare biblische Aussagen sind unbekannt.
- Die biblisch verbriefte Hoffnung auf bessere Zeiten für die Kirche – und das noch vor der letzten Wiederkunft des Herrn.
- Der im Heiligen Geist gegenwärtige und aktive Gott, der seine Christen ans Werk der Erneuerung setzt.

Beim Aufweisen der einzelnen Schritte des Reformprogramms gehe ich in chronologischer Abfolge vor. Es muss der Irrglaube vermieden werden, als stünden die „pia desideria“ wie ein genialischer Gedankenblitz im Raum. Was Spener darin fordert, hat er be-

reits, wenn auch manchmal nur in Spurenelementen, selber praktiziert. Es stammt aus der Praxis und will in die Praxis einmünden. Zielsicher setzt er dabei bei den Multiplikatoren, beim Stand der Pfarrer an: „Das Predigtamt muss bei all diesen Dingen, die der Kirchen Besserung betreffen, das allermeiste tun“[32].

3.2. Schritte des Reformprogramms

In seiner Frankfurter Tätigkeit hat der eher behutsame und vorsichtige Spener Reformen auf den Weg gebracht, die bald im gesamten evangelischen Deutschland Aufsehen erregten und viele Gleichgesinnte zur Nachahmung herausforderten. Diese Frankfurter Reformen haben das Gesicht des Pietismus zu erheblichen Teilen geprägt – erkennbar bis zum heutigen Tag. Sie haben die Kirche verändert.

In Speners Vorgehen sind weniger chirurgische Schnitte erkennbar als vielmehr homöopathische Dosierungen, die aber nachhaltig und gezielt wirken. Spener weiß nur zu gut, dass er mit seinen Reformen nicht am Punkt Null ansetzt, sondern auf bewährte Einsichten und Traditionen zurückgreifen kann. Seine Reformschritte haben anknüpfenden Charakter.

3.2.1. Katechismusunterricht

Spener leidet darunter, dass seine Predigten trotz guter Resonanz wenig an spürbarer Besserung des christlichen Lebens bewirken. Das löst bei ihm den Gedanken aus, den Katechismusunterricht an den Kindern in seiner Gemeinde auszuweiten.

Dieser wurde herkömmlich als Kinderlehre an den Sonntagnachmittagen in der Kirche durchgeführt. Schon im dritten Jahr seiner Tätigkeit greift Spener in einer Vormittagspredigt das Katechismusstück auf, das am Nachmittag behandelt werden soll. Damit weckt er das Interesse der Gemeindeglieder, sich zu diesem Unterricht einzufinden und mehr darüber zu hören

Das hat Erfolg. Martin Brecht resümiert: „In einer Zeit, der es schwerfiel, neue Gemeinschafts- und Vermittlungsformen zu entwickeln, erregte Spener damit überörtliches Aufsehen und fand Nachahmung“[33]. Diese Praxis behält er auch später als Oberhofprediger in Dresden bei[34].

Spener erweist sich dabei als Religionspädagoge von hohen Graden. Auf der Basis des von ihm fraglos akzeptierten „Kleinen Katechismus“ von Martin Luther teilt er dessen inhaltlichen Stoff neu auf, gliedert ihn in über 1.200 Fragen und Antworten und fasst das Ganze in 93 Lektionen. Diese „Einfältige Erklärung“ erlebt über zwanzig Auflagen und ist das erfolgreichste Werk Speners. Er hat damit ein probates, verständliches Unterrichtsmittel geschaffen, das auf lebendige Frömmigkeit und deren Bewährung im Alltag abzielt. Der Pietismus hat sich zu hohen Graden als katechetische Bewegung seine Bahn gebrochen. Später wird das durch August Hermann Francke erweitert und vertieft.

3.2.2. Geordnete Hilfe für die Armen

Spener nimmt auch scharfsichtig die soziale Verantwortung in seiner Stadt wahr: „Die Armut ist Schandfleck unseres Christentums“[35]. Er sieht das Flüchtlingselend, ausgelöst nicht nur durch den Dreißigjährigen Krieg, sondern auch durch einen begrenzten Krieg in der Re-

gion um Frankfurt[36], und regt die Hilfe von Laien auf freiwilliger Basis an. – Die Stadt Frankfurt hat zur damaligen Zeit reichlich 20.000 Einwohner. Innerhalb weniger Jahre war die Einwohnerzahl um 25% gestiegen. Während die Armen der Stadt versorgt werden, gilt das für diejenigen nicht, die mehr und mehr von außerhalb nach Frankfurt einsickern. Diesen bleibt nur das Betteln.

Im Konsens mit seiner Pfarrerschaft wendet sich Spener an den Rat der Stadt. Er ist davon überzeugt, dass sich die aufdringliche Bettelei nur dann legen würde, wenn die Armen, die Waisenkinder und andere Angehörige sozialer Randgruppen Arbeit geboten bekämen bzw. dazu genötigt würden. Es sollte deshalb ein Arbeitshaus entstehen, verbunden mit einer Manufaktur. Spener mahnt grundsätzlich „ein Recht der Armen auf adäquate Verdienstmöglichkeiten und damit ein Recht auf Arbeit“ an[37].

Unermüdlich von der Kanzel und in Gesprächen mit einflussreichen Persönlichkeiten kämpft Spener für dieses Vorhaben, bis es schließlich bewilligt wird. Damit wird der „Gassenbettel wirksam unterbunden“[38].

Bei dem „Armen-, Waisen- und Arbeitshaus“ handelt es sich - anders als später bei den Franckeschen Anstalten in Halle - um eine kommunale Einrichtung, die von einer Mischfinanzierung getragen wird: Zum einen durch eine zunächst freiwillige Sozialabgabe der Bürger anstelle der unkoordinierten Gaben für die einzelnen Bettler. Zum anderen lebt die kommunale Einrichtung von den Erlösen der Manufaktur. Hinter dem Projekt steht jedoch – auch hier ein Unterschied zu Halle – kein detailliertes pädagogisches Konzept. Das Frankfurter Haus wird bald zum Vorbild für ähnliche Projekte in anderen Städten.

Spener liegt daran, dass sich die bewussten Christen nicht in ihrer Frömmigkeit abkapseln, sondern sich angesichts gesellschaftlicher Herausforderungen nach dem Maß ihrer Möglichkeiten engagieren. Dabei weist er auch motivierend auf die Gütergemeinschaft unter den ersten Christen hin, nicht um sie als ein verpflichtendes Modell einzuführen, sondern als Chance zu begreifen, das „göttliche Recht der Liebe“[39] im Alltag zu leben.

3.2.3. Collegia pietatis

Mit dem hier beschriebenen Reformschritt betreten wir den Boden der „pia desideria“, in der Spener sechs konkrete Vorschläge für dringend notwendige Reformen beschreibt und den Lesern werbend anempfiehlt.

Bereits drei Jahre nach Dienstantritt in Frankfurt spricht Spener in einer Predigt an, ob es nicht sinnvoll wäre, sich sonntags in kleinem Kreis zu treffen, um ein erbauliches Buch zu lesen oder um über die Predigt zu sprechen. Damit will er den damals üblichen Sonntagsvergnügungen eine christliche Alternative entgegensetzen.

Ein Jahr später treten einige Männer aus der Gemeinde an Spener heran, er möge doch diesen regelmäßigen erbaulichen Austausch in einer kleinen Gruppe ermöglichen. Um separatistischen Tendenzen zu wehren und eine innerchristliche Ghettoisierung zu vermeiden, übernimmt Spener die Leitung. Man trifft sich zunächst in seiner Studierstube. Damit ist das erste collegium pietatis ins Leben getreten, aus dem sich dann in späterer

Zeit Gemeinschaftsstunden, Hauskreise und andere Kleingruppen entwickeln.
Hier wurde etwas umstürzend Neues aus der Taufe gehoben. Denn damals war der öffentliche Gottesdienst in der Kirche die einzige evangelische Veranstaltung. Nun geht Spener daran, darüber hinaus die Gemeinschaftsform des kleinen Kreises zu installieren, nicht an Stelle des Gottesdienstes, wohl aber als dessen sinnvolle Ergänzung.
Der Zuspruch ist rege. Offensichtlich hat Spener eine Marktlücke aufgespürt. Man trifft sich zweimal pro Woche am frühen Abend. Zunächst nehmen lediglich Männer aus den oberen Ständen daran teil. Später erweitert sich der Kreis. Frauen dürfen im Nebenzimmer zuhören. Inhaltlich steht die Lektüre von Erbauungsbüchern im Mittelpunkt, denen sich ein Gespräch anschließt. Erst später (1674) rückt die Bibel in die Mitte des Gespräches. Damit war die Bibelstunde bzw. Bibelbesprechstunde geboren, die heute aus der Arbeit einer soliden Gemeinde nicht wegzudenken ist.
Der Kreis vergrößert sich ständig, so dass bald in Speners Studierstube einige stehen müssen. Deshalb siedelt man später in die Barfüßerkirche um.
In seinen „pia desideria“ kommen die collegia pietatis in dem größeren Zusammenhang zu stehen, *„das Wort Gottes reichlicher unter uns zu bringen“*[40]. Die Stubenversammlungen versteht Spener als Mittel zum Zweck. Weil das Wort das entscheidende Gnadenmittel darstellt, von dessen Wirksamkeit alles Gute zu erwarten ist, muss die Hoffnung auf künftig bessere Zeiten an dieser Wurzel ansetzen. Lediglich strukturelle Maßnahmen graben nicht tief genug. „Je reichlicher .. das Wort Gottes unter uns wohnen wird, desto mehr werden wir des Glaubens Früchte zuwege bringen“[41].
Spener weist auf zwei Defizite der bisherigen geistlichen Versorgung hin:

- Die sonntäglichen Predigten „in stets fließender Rede“ sind nicht dazu angetan, das biblische Wort in den Hörern tiefer wurzeln zu lassen. „Es ist keine Zeit dazwischen, der Sache nachzudenken oder wenn man dem nachdenkt, entgeht einem das Folgende“[42]. Die Hörer werden nur oberflächlich berührt.
- Die sonntäglichen Predigttexte vermitteln leider nur einen schmalen Ausschnitt der biblischen Botschaft, in jedem Jahr dieselben Perikopen. Ein umfangreiches Bibelwissen ist davon nicht zu erwarten.

Nun geht Spener den Weg von der Diagnose zur Therapie: „Daher ist zu überlegen, ob nicht der Kirche wohl geraten wäre, wenn neben den gewöhnlichen Predigten über die verordneten Texte auch noch auf eine andere Weise die Leute weiter in die Schrift geführt würden“[43]. Spener stehen dabei drei Modelle vor Augen:

- *Die fleißige Lesung der Schrift in der Familie.* Jeder Hausvater sollte täglich aus der Bibel vorlesen bzw., wenn er damit Schwierigkeiten hat, vorlesen lassen.
- Es sollten des weiteren *zusätzliche Gemeindeversammlungen* angeboten werden, in denen die biblischen Bücher „ohne weitere Erklärung“[44] vorgelesen würden. Bestenfalls sollten gelegentliche Zusammenfassungen (Summarien) dem Verständnis dienlich sein. Hierbei hat Spener auch solche Gemeinde-

glieder vor Augen, die sich keine eigene Bibel leisten bzw. sie nicht lesen können.

- Spener regt drittens - und hier schimmern seine bisherigen Erfahrungen mit den collegia pietatis durch – die *„Wiedereinführung der alten apostolischen Art der Kirchenversammlungen“*[45] an. Als Muster steht ihm dabei die Gemeinde vor Augen, die Paulus in 1 Kor 14 schildert. In solchen Zusammenkünften, von Pfarrern geleitet, könnten „auch andere mit dazu reden, die mit Gaben und Erkenntnis begnadet sind“[46]. Alle aus der Gemeinde, „die von Gott mit ausreichender Erkenntnis begabt oder in ihr zuzunehmen begierig sind“[47], könnten sich derart zusammenfinden. Sie sollen „ihre gottseligen Gedanken über die vorgelegten Materien vortragen und die anderen darüber ihre Urteile abgeben“[48]. Wem etwas unklar ist, möge das vortragen und um Erläuterung bitten.

Angesichts solcher Zusammenkünfte würde auch – als Nebeneffekt – das Vertrauen zwischen Pfarrern und ihren Gemeindegliedern wachsen. Die Pfarrer bekämen mit, was die Menschen bewegt[49]. So können sie sich besser auf sie einstellen. Zugleich werden die Teilnehmenden befähigt, in ihrer „Hauskirche“[50] nun ihrerseits „Kinder und Gesinde besser zu unterrichten“[51].

Spener resümiert: „Eins ist gewiß, dass die fleißige Beschäftigung mit dem Worte Gottes (die nicht nur im Anhören der Predigt besteht, sondern auch im Lesen, Betrachten und davon sich unterreden...) das vornehmste Mittel sein muss, um etwas zu bessern, es geschehe nun durch dergleichen oder andere noch anzuzeigende Veranstaltungen“[52]. Spener zeigt sich also durchaus offen für weitere Erneuerungsvorschläge. Er vollzieht eine konsequente Hinwendung zur Beschäftigung des einzelnen Christen mit der Bibel. „Mit seiner Forderung, dass alle Christen die ganze Bibel lesen sollen, ist Spener revolutionär“[53]. Zu diesem Zweck erweitert er die begrenzten, in der Kirche üblichen Gemeinschaftsformen um die collegia pietatis, die zur Wurzel für künftige Gruppenarbeit in den Gemeinden werden. Darüber hinaus werden die Laien aktiviert.

3.2.4. Priestertum aller Glaubenden

Was Spener vorfindet und studiert, bedingt sich gegenseitig und korreliert miteinander: Aus den praktischen Erfahrungen mit den collegia pietatis und aus der intensiven Beschäftigung mit Martin Luther[54] rückt bei Spener die Lehre vom Allgemeinen Priestertum verstärkt ins Blickfeld. Was er an geistlichen Einsichten und theologischer Kompetenz bei den Teilnehmern seines collegium pietatis erlebt, verknüpft sich ihm mit den Berichten aus der Urkirche. Spener erkennt, „wie stattlich erwiesen sei, dass allen Christen insgesamt ohne Unterschied alle geistlichen Ämter zustehen, obwohl deren ordentliche und öffentliche Verrichtung den dazu bestellten Dienern befohlen ist“[55]. Doch im Notfall und in Situationen, die nicht öffentlich sind (z.B. im eigenen Haus), kann jeder Christ geistliche Dienste versehen. Zum geistlichen Priestertum sind Christen „nicht nur befugt, sondern wollen sie wirklich Christen sein, auch verpflichtet“[56].

Spener wirft dem Papsttum u.a. vor, diese biblischen Tatsachen verschwiegen zu ha-

ben, um das „angemaßte Monopol“[57] des Klerus zu sanktionieren. Das hat - bis in die Kirche der Reformation hinein - die „Laien ... träge gemacht. Daraus ist eine schreckliche Unwissenheit und aus derselben wildes Wesen entstanden“[58]. Die geistlichen Verpflichtungen, vor allem gegenüber seinen Hausgenossen, wie lehren, trösten, strafen, ermahnen „und für ihre Seligkeit nach Möglichkeit .. sorgen“[59], wurden als etwas angesehen, das den normalen Christen nichts angehe. Man meinte, man „würde dem Pfarrer in sein Amt greifen, wenn sie damit umgingen“[60].

Vom dringlichen Neubeleben des geistlichen Priestertums aller Glaubenden erwartet Spener drei Effekte mit abgestuftem Gewicht:

- *Erbauung und Aktivierung der einzelnen Christen,* so wie es im NT vorgezeichnet und durch seine eigene Erfahrung bestätigt worden ist. Das geistliche Priestertum stellt keinen Notbehelf dar, sondern Gottes gute Ordnung für seine Gemeinde.
- *Belebung der Gemeinde.* Würde das allgemeine Priestertum „praktiziert und nicht allein den Pfarrern überlassen, könnte sich die gegenseitige Erbauung multiplizieren“[61]. Damit würde das geistliche Leben in der Gemeinde erheblich gefördert.
- *Entlastung der Pfarrer.* Mit dem geistlichen Priestertum wird das herkömmliche Pfarramt keineswegs in seiner Bedeutung gemindert, sondern vielmehr gestärkt, weil es nach Speners Meinung „zu schwach und ein Mann nicht genug ist“[62]. Kein Pfarrer kann allein „bei so vielen, die seiner Seelsorge anvertraut sind, das ausrichten, was zur Erbauung nötig ist“[63]. Das Ausüben des geistlichen Priestertums verringert die Last, die auf dem Pfarrer liegt.

„Den Laien wird dabei auch das Recht der Kritik an den Pfarrern zugestanden“[64]. Allerdings versteht Spener den Pfarrer auch als Gegenüber - als den „Direktor“ und „ältesten Bruder“ seiner Mitarbeiter[65].

Vom Wiederbeleben des geistlichen Priestertums erwartet Spener, dass dadurch „die Kirche merklich gebessert werden“[66] könnte[67].

3.2.5. Christentum als praktischer Dienst am Nächsten

Spener ist davon überzeugt, „dass man den Leuten wohl beibringen und sie bald daran gewöhne zu glauben, dass es mit dem Wissen im Christentum durchaus nicht genug sei, sondern es vielmehr in der Praktizierung bestehe“[68]. Christlicher Glaube wirkt sich in der Liebe aus. Wird das begriffen und gelebt, wäre „fast alles, was wir verlangen, ausgerichtet“[69]. Spener reiht eine Bibelstelle an die andere, um diese schlichte, aber weithin vergessene Tatsache zu untermauern. „Gewiß besteht“ der Lebensinhalt „eines gläubigen und durch den Glauben seligen Menschen“ in der Erfüllung der göttlichen Gebote in der Liebe“[70]. Diese Liebe richtet sich zunächst auf die Mitchristen, dann aber auch auf alle Menschen (2 Petr 1,7).

Spener warnt die Gläubigen vor den schädlichen Folgen der Eigenliebe. Diese sollen in der Verkündigung schonungslos aufgezeigt werden. Vor allem aber gilt es, die „Vortrefflichkeit der Liebe.. nachdrücklich vor Augen zu stellen“[71]. Alles zielt auf die Übung im Alltag ab: „Man soll sich daran gewöhnen, nicht leicht eine Gelegenheit außer acht zu

lassen, wo man dem Nächsten eine Liebestat erweisen könnte“[72].

Auf dieser Spur der Liebe sollen Christen „aller Rache sich .. enthalten“, sondern eher auf ihr gutes Recht verzichten“[73]. Spener befürchtet, dass sich sonst feindselige und betrügerische Gefühle einmischen. Aber indem selbst einem Feind Gutes getan wird, wird der zur Rache geneigte „Adam“ gezähmt und „die Liebe tiefer in das Herz gedrückt“[74]. Das lässt den Christen innerlich wachsen. Mit dem Beichtvater kann abgeklärt werden, welche persönlichen Defizite noch vorliegen und wie diese behoben werden können.

3.2.6. Liebevolles Verhalten in Religionsstreitigkeiten

Zu den unerfreulichen Kapiteln damaliger Zeit gehört die Art, wie die Differenzen zwischen den Konfessionen und Kirchen ausgetragen werden. Sie gereicht dem Christlichen kaum zur Ehre[75]. Auch hier muss ein Umdenken stattfinden. Wie soll man sich gegenüber Ungläubigen und „Falschgläubigen“[76] verhalten?

Zunächst verweist Spener darauf, sich selbst immer wieder neu im Glauben zu vergewissern, um sich „vor aller Verführung mit großer Sorgfalt zu verwahren“[77]. Das schafft eine geistliche Imprägnierung gegenüber den Irrenden und ihrer Lehre. Nicht nur Abwehr ist angesagt, sondern vor allem die eigene Glaubensstärkung.

Spener regt zu vier praktischen Schritten an:

- An erster Stelle steht das *Gebet* für die, die vom rechten Glauben abgeirrt sind. Gott möge sie erleuchten und zu „der reinen Wahrheit“ führen bzw. zurückführen.
- Unlöslich damit verbunden ist *„das gute Vorbild“*, das den Irrenden helfen kann, den rechten Weg zu finden. Wir „haben ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen“[78].
- *Die Wahrheit* darf nicht verschwiegen werden, aber sie *ist nicht nur „nachdrücklich“ und „deutlich“, sondern auch „bescheiden“ und „behutsam“ vorzutragen*[79], wobei der Hinweis nicht fehlen darf: Diese Lehre ist in der schlichten Botschaft von Jesus Christus verwurzelt. Die Wahrheit will in „herzlicher Liebe“, „ohne fleischliche und unziemliche Leidenschaften“[80] vermittelt werden. Spener weiß von der „Heftigkeit“, von der man „übereilt“ werden kann, weil man überzeugt ist, „dass solches alles aus reinem Eifer für die göttliche Ehre geschehe“[81]. Wo alle Ermahnungen nicht greifen, sollte das Verbindende unterstrichen werden: „praktische Prinzipien und Lebensregeln, die wir ... noch unter uns gemeinsam haben“[82].
- Vor allem legt Spener seinen Lesern die *„Übung herzlicher Liebe“*[83] nahe. „Denn das ist ein fleischlicher und für die Bekehrung solcher Leute schädlicher Eifer, wenn man einem Ungläubigen oder Irrenden um seiner Religion willen Schimpf und Schande antut“. Die „Abscheu“ vor Unglauben und Irrlehre darf „die der Person schuldige Liebe weder aufheben noch schwächen“[84].

Am Horizont kann sich Spener durchaus die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen vorstellen. Aber das geschieht nicht auf dem Weg von Streitgesprächen. Diese erhitzen vielmehr den fleischlichen Eifer. Disputationen bleiben „fruchtlos“[85]. In einem Rückgriff

auf Johann Arndt und dessen „Wahres Christentum“ wird Spener klar, *„dass die Lauterkeit der Lehre und des göttlichen Wortes nicht allein durch Disputieren und mit vielen Büchern erhalten werde, sondern auch mit wahrer Buße und mit heiligem Leben“*[86]. Schmähworte, Gezänk und heftige Vorwürfe verärgern die, die gewonnen werden sollen. Es „hindert alle erhoffte Bekehrung“[87].
Martin Brecht konstatiert: „Insgesamt kündigt sich hier ein neues Klima und Verfahren im Verhältnis zum Andersgläubigen an, wobei aber der Wahrheitsanspruch der eigenen Kirche keineswegs aufgegeben ist“[88].

3.2.7. Reform des Theologiestudiums
Weil eine Erneuerung der Kirche beim Stand der Pfarrer zu beginnen hat, lenkt Spener die Blicke auf das theologische Studium an der Universität. Hier sieht Spener tiefe Schäden. Diese liegen nicht nur im allgemein üblichen studentischen Treiben, sondern auch in der Konzeption des Studiums selbst. Damit rückt – nach der Gemeinde – die Universität als neuer Raum für Reformen ins Blickfeld.
Spener betrachtet die theologischen Fakultäten als „rechte Pflanzgärtlein der Kirche“[89]. Daraus ergibt sich als Konsequenz: „Nicht aber sollte der Weltgeist, der Ehrgeiz-, der Sauf-, der Zank-, der Balge-Teufel im äußeren Leben der Studenten bestimmend sein“[90].
Damit Derartiges im Keim erstickt wird, wünscht sich Spener die Professoren als „lebendiges Muster, nach dem (die Studenten) ihr Leben regulieren könnten“[91]. Dieses Vorbild betrifft sowohl die Glaubenshaltung als auch alle anderen Aktivitäten in Forschung und Lehre. „Ohne Unterlass sollte das den Studenten vorgestellt werden, dass es nicht weniger am gottseligen Leben als an ihrem Fleiß und Studieren gelegen sei. Das eine ist ohne das andere nichts würdig“[92]. Dieser notwendige innere Zusammenhang entspricht dem Wesen der Theologie. Spener versteht sie nicht als „bloße Wissenschaft“[93], sondern als einen „habitus practicus“[94]. Glauben und Leben liegen untrennbar ineinander.
Spener greift hierbei auf einige seiner Lehrer und deren Argumentation zurück. Alles zielt darauf ab: *„Also sollen sich auch der Heiligung und Reinigung ihres Lebens diejenigen befleißigen, die einmal in der Hütte des Herrn ein- und ausgehen wollen“*[95].
Bereits in ihren ersten Studienjahren sollen die Studenten – vielleicht durch einen „treuen Mentor“[96] – zu einem Lebensstil angeleitet werden, der ihrer späteren Hirten- und Vorbildfunktion entspricht. Je früher das den Theologiestudenten eingeschärft wird, desto deutlicher werden sich die Früchte bereits im Studium und dann später im Pfarramt zeigen.
Weil die Lebensführung aus dem Glauben heraus grundlegend wichtig ist, sollen die Professoren nicht nur auf die geistigen Fähigkeiten ihrer Studenten achten, sondern auch auf deren geistliche Lebensführung. Im Zweifelsfalle sind die vorzuziehen, die sich um ein gottesfürchtiges Leben mühen[97]. Selbst wenn deren Begabung ein wenig geringer sein sollte - im Endeffekt wird ein solcher Pfarrer seiner Gemeinde „mehr nutzen als ein doppel-doktormäßiger, nichtiger Weltnarr, der zwar voller Kunst steckt, aber von Gott nicht gelehrt ist“[98].

Die von Spener angeregten Maßnahmen zielen darauf ab, dass aus den Studierenden „Männer werden, die rechtschaffene Christen würden, ehe sie ihr Amt antreten, (in dem) sie andere dazu erziehen sollen“[99].
Damit die angehenden Pfarrer in ihren späteren Gemeinden wirklich tauglich werden, empfiehlt Spener den vermehrten Gebrauch der deutschen Sprache während des Studiums. Es war damals üblich, in Latein zu lehren und zu lernen. Aber im Hinblick auf die Aufgaben in den Gemeinden sollten die akademischen Disputationen „auch in deutscher Sprache abgehalten“ werden[100]. Somit könnten die „Studenten .. lernen, die Begriffe so zu gebrauchen, dass es ihnen in ihrem Amt, auch auf der Kanzel, nicht schwer wird, ... die Sache deutsch der Gemeinde vorzutragen. Darin sind sie bisher nicht geübt worden“[101].
Spener mindert außerdem den damals hohen Stellenwert konfessioneller Kontroversen und Disputationen für das Theologiestudium. Vielmehr empfiehlt er den Studierenden die Lektüre von Johann Tauler, Thomas von Kempen und Johann Arndt. Diese Schriften haben seiner Überzeugung nach den Vorteil, dass sie nicht mit „Subtilitäten (Spitzfindigkeiten)“[102] angefüllt sind[103], sondern den Geist „apostolischer Einfalt“[104] atmen. Weil der Heilige Geist der „einzige und wahre Lehrmeister der Theologie“[105] ist, kommt es darauf an, sich ihm und seinen Gaben zu öffnen.
Das Ineinander von Studium und geistlichem Leben soll sowohl durch die universitären Angebote in Form von „allerhand Übungen“[106] gefördert werden als auch durch studentische „Kollegs“[107], die in etwa den collegia pietatis entsprechen. Ein Professor steht ihnen als „Direktor“[108] unterstützend vor. Mittelpunkt dieser Zusammenkünfte bildet die Bibellektüre. Daneben sollten „Exerzitien“ als „Vorübungen“ [109] angeboten werden, in denen die Studenten es lernen, andere Menschen seelsorgerlich zu begleiten.
In der Homiletik soll eine verständliche und gemeindenahe Darbietung eingeübt werden, fernab aller gekünstelten und zum Selbstzweck entarteten Rhetorik, ohne jedoch auf dieses Fach gänzlich zu verzichten.
Daraus wird ersichtlich, dass Spener nicht nur anmahnt, Existenzvollzug und Theologie bei den Studierenden in Einklang zu bringen, sondern dass er auch bewusst auf veränderte Inhalte des Theologiestudiums abzielt. „Die biblische Auslegung als eigentliche Quelle der Theologie wurde ... zu deren leitender Disziplin und sollte es für den Pietismus bleiben. Voraussetzung dafür war die Kenntnis der biblischen Sprachen“[110]. Es kommt durch Spener und den Pietismus zu einem – so Martin Brecht – „beträchtlichen Paradigmenwechsel in der Theologie“[111].

3.2.8. Menschennahe Verkündigung

Weil das „Wort allein das göttliche Mittel (ist), um Leute selig zu machen“[112], muss evangelische Predigt eine missionarisch-seelsorgerliche Prägung haben, die darauf abzielt, „dass der Glaube und dessen Früchte bei den Zuhörern auf beste Weise gefördert werde“[113]. Spener bemängelt an vielen Geistlichen, dass sie ihre Predigt zum „Prunken“ verwenden, unverständlich über

die Köpfe ihrer Zuhörer hinwegreden, unbekannte fremdsprachliche Zitate einflechten und von ihnen Gliederungen ebenso kunstreich wie verborgen „aufgeziert“[114] werden. Die Kanzel gerät zum Ort, „an dem man seine Kunst mit Pracht sehen lasse“[115].
Hier setzt Spener an. Alle Verkündigung hat sich daran zu orientieren, was den Hörern geistlich hilft und was sie auch wirklich verstehen können. Der Prediger hat sich „nach seinen Zuhörern und ihrem Vermögen zu richten“[116]. „Einfältig und gewaltig“[117] zugleich soll die Predigt dazu dienen, den „Glauben (zu) stärken, der lebendig und tätig ist“[118]. Taufe, Heiliges Abendmahl und Gebet sollen darauf hinzielen, den inneren Menschen im Sinne Gottes zu verändern. Auf diese Weise wird ein Fundament bereitet, auf dem gute Werke wachsen können. So werden Christen unter der Verkündigung wirklich erbaut und zum Dienst in ihrem Alltag zugerüstet.
Spener hat das Predigen immer wieder als seine Hauptaufgabe verstanden. Seine Predigten, denen ein „gediegener theologischer Gehalt“[119] eignet, haben damals weite Kreise gezogen. Der Pietismus ist vor allem als Predigtbewegung stark geworden.

4. Abschluss

Ich schließe mit einem Zitat aus den „pia desideria“: „Lasset uns gedenken, dass dermaleinst nicht gefragt werde, wie gelehrt wir gewesen und solches der Welt vorgelegt haben, in welcher Gunst wir bei den Menschen gestanden und wie wir sie zu erhalten gewusst haben, in welchen Ehren wir geschwebt und großen Namen der Welt hinterlassen, wie viel den Unsrigen Schätze von irdischen Gütern gesammelt und damit den Fluch auf uns gezogen haben, sondern wie getreu und mit einfältigem Herzen wir das Reich Gottes zu befördern trachteten“[120].

Dr. Christoph Morgner, Kassel

Verwendete Literatur

Beyreuther, Erich
- Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978

Brecht, Martin
- Philipp Jakob Spener, sein Programm und seine Auswirkungen, in: Geschichte des Pietismus, Band 1, Göttingen 1993, S. 281 - 389 (Spener)
- Pfarrer und Theologen, in: Geschichte des Pietismus, Band 4, Göttingen 2004, S. 211 - 226 (Pfarrer)

Bunners, Christian
- Paul Gerhardt, Weg - Werk - Wirkung, Berlin 1993

Egelkraut, Helmut
- Die Zukunftserwartung der pietistischen Väter, Gießen 1987

Gäbler, Ulrich
- Geschichte, Gegenwart, Zukunft, in: Geschichte des Pietismus, Band 4, Göttingen 2004, S. 19 - 48

Messner, Traugott
- Die Reformation nach der Reformation, in: Hartmut Schmid (Hg.), Was will der Pietismus?, Wuppertal 2002, S. 7 - 59

Morgner, Christoph
- Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche - Pietismus - Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000

Scholder, Klaus
- Grundzüge der theologischen Aufklärung in Deutschland, in: Geist und Geschichte der Reformation, Festschrift für Hanns Rückert, Berlin 1966, S. 460 - 486

Spener, Philipp Jacob
- Umkehr in die Zukunft, Reformprogramm des Pietismus: pia desideria, hg von Erich Beyreuther, Gießen 1983

Sträter, Udo
- Soziales, in: Geschichte des Pietismus, Band 4, Göttingen 2004, S. 617 - 645

[1] Klaus Scholder, Grundzüge der theologischen Aufklärung in Deutschland, in: Geist und Geschichte der Reformation, Festschrift für Hanns Rückert, Berlin 1966, S. 461

[2] Siehe dazu Christoph Morgner, Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche - Pietismus - Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000, S. 383ff.

[3] Traugott Messner, Die Reformation nach der Reformation, in: Hartmut Schmid (Hg.), Was will der Pietismus?, Wuppertal 2002

[4] Siehe dazu Adolf Schlatter: „Die Alten überwältigt .. bei jedem fremdartigen Gedanken die Empfindung, daß er ihren Glaubensstand angreife, und darum mit allen Mitteln der Polemik und Gewalt abzuwehren sei“ Doch damit haben die orthodoxen Väter den Sieg der Aufklärung ungewollt gefördert, weil sie sich „an der bloßen Wiederholung des Dogmas und an der Kenntnis der Bibel beruhigten und den mit ihrem Besitz uns aufgegebenen Dienst hintansetzten“. Damit wurden sie den Aufgaben nicht gerecht, die Gott ihnen in der Gegenwart gestellt hatte. Die Bibel lediglich zu zitieren und ihre Aussagen zu reproduzieren und zu verteidigen, war in Anbetracht neuer Herausforderungen entschieden zu wenig. Man erschöpfte sich in Polemik. Weil der damaligen Theologie ein neuer Antrieb fehlte, musste man das theologische Feld bald anderen Kräften überlassen (bei Ch. Morgner, Leitung, S. 93ff; Quellenangaben dort).

[5] Erich Beyreuther, Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978, S. 69

[6] „kairos“ (griech.): der günstige Augenblick, die rechte Gelegenheit

[7] Martin Brecht, Spener, S. 279

[8] Zitat ebd, S. 288

[9] ebd, S. 285

[10] Speners Predigten enthalten und entfalten seine Theologie. Durch sie hat er weit über Frankfurt hinaus gewirkt. „Nach Frankfurter Übung predigte Spener 1686/1687 über ‚Die Evangelische Glaubenslehre’, im Jahr darauf über ‚Die evangelischen Lebenspflichten’ und anschließend über ‚Der Evangelische Glaubenstrost’. Die drei Predigtjahrgänge sind zugleich das systematische Hauptwerk Speners“ (M. Brecht, Spener, S. 288).

[11] ebd S. 288. „Der Erfolg seiner Predigttätigkeit fußte auf dem Eindruck seiner geistlichen Vollmacht“ (E. Beyreuther, aaO, S. 81).

[12] ebd, S. 80

[13] Ich male mir aus, wie wohl heute die Leserbriefe in idea ausfallen würden, betriebe ein prominenter Evangelikaler ein derartig zeitaufwendiges Hobby!

[14] Siehe dazu E. Beyreuther, aaO, S. 87. „Er hat jedes Jahr bald tausend seelsorgerliche Anfragen erhalten. In seinen letzten Lebensjahren klagte er einmal, dass er nur 600 beantworten konnte und über 300 unbeantwortet bleiben mussten“ (ebd, S. 87).

[15] Spener hatte vor, vor der Veröffentlichung seiner Schrift zunächst einmal in eine vertrauliche Korrespondenz mit Gleichgesinnten in den Kirchenleitungen und an den Universitäten einzutreten. Mit einigen von ihnen stand er bereits von Beginn seines Frankfurter Dienstes an in engem brieflichem Kontakt. Doch die Zeit zum Druck drängte. Es musste Spener reichen, seine Schrift mit dem Frankfurter Pfarrkonvent auf mehreren Sitzungen durchzusprechen - die Amtsbrüder stimmten zu - und einige Exemplare an Freunde mit der Bitte um Stellungnahme zu senden.

[16] M. Brecht, Spener, S. 292

[17] *Was brachte Spener auf den Weg?* Zum einen: Was trieb ihn an? Zum andern: Was bewirkte er? Was brachte er auf den Weg?

[18] „Im radikalen Protestantismus war schon früh die Erwartung eines irdischen, nach Apk 20 tausendjährigen Gottesreiches virulent“ (M. Brecht, Spener, S. 299). Es wurde eine Zeit erwartet, in der alle Irrlehren aufgehoben sein werden, dazu Krieg und Tyrannei abgeschafft sind. Außerdem wird das Papsttum fallen. In dieser Zeit wird sich die Bekehrung der Juden ereignen.

[19] Philipp Jakob Spener, Umkehr in die Zukunft, Reformprogramm des Pietismus: pia desideria, hg von Erich Beyreuther, Gießen 1983, S. 46

[20] ebd, S. 46

[21] ebd, S. 47

[22] ebd, S. 47

[23] ebd, S. 47

[24] Martin Brecht schreibt: „Die Hoffnung besserer Zeiten war überhaupt ein Lieblingsthema in den Collegia“ (Spener, S. 301).

[25] Helmuth Egelkraut konstatiert zu Recht: „Das Millenium steht keineswegs an vorderster Stelle. In den Pia Desideria wird es nicht einmal erwähnt“ (Die Zukunftserwartung der pietistischen Väter, Gießen 1987, S. 25; kursiv dort).

[26] Ulrich Gäbler, Geschichte, Gegenwart, Zukunft, in: Geschichte des Pietismus, Göttingen 2004 Band 4, S. 23

[27] H. Egelkraut, aaO, S. 16

[28] Traugott Messner, Die Reformation nach der Reformation, in: Hartmut Schmid (Hg.), Was will der Pietismus?, Wuppertal 2002, S. 38. T. Messner stellt weiter fest: „Schon allein von der Wortstatistik her liegt der Schwerpunkt bei ‚Geist’, ‚geistlich’, ‚ungeistlich’. Dagegen wird die Wiedergeburt nur an drei Stellen erwähnt“ (S. 38).

[29] E. Beyreuther, S. 99

[30] Ph. J. Spener, aaO, S. 25; „Je weiter ein Christ kommt, um so mehr sieht er, was ihm mangelt. Er wird von der Einbildung der Vollkommenheit dann weit entfernt sein, wenn er sich derselben am meisten befleißigt“ (S. 50).

[31] ebd, S. 25

[32] ebd, S. 67. Es fällt in den „pia desideria“ auf, dass die eigentlichen Reformanliegen lediglich im letzten Drittel der Schrift dargelegt werden. Die ersten beiden Drittel beschäftigen sich mit Diagnosen und legen die Motive offen, die Spener bewegen und die er gern auf andere übertragen möchte. Aus Zeitgründen beschränke ich mich auf die im Thema anvisierten Reformen. Es lohnt sich jedoch, auch die vorhergehenden Passagen eingehend zu studieren.

[33] ebd, S. 289

[34] „Dort sammelte er, dem das höchste Amt zuteil war, das das deutsche Luthertum zu vergeben hatte, sonntäglich, viel bespöttelt und belacht, gegen 1000 Kinder, wie er selbst in einem Brief berichtete, in der Christenlehre um sich, die freiwillig zu ihm kamen“ (E. Beyreuther, aaO, S. 81).

[35] E. Beyreuther, aaO, S. 89

[36] Es handelt sich um den Reichskrieg des Jahres 1674. „Franzosen hatten unmittelbar zuvor die ganze Pfalz verwüstet. Durchziehende Truppen waren zu verpflegen. Alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren brandneu“ (E. Beyreuther, aaO, S. 78).

[37] Udo Sträter, Soziales, in: Geschichte des Pietismus, Band 4, Göttingen 2004, S. 626

[38] M. Brecht, Spener, S. 290

[39] Ph. J. Spener, aaO, S. 36

[40] ebd, S. 55 (kursiv dort)

[41] ebd, S. 55

[42] ebd, S. 57

[43] ebd, S. 56

[44] ebd, S. 56

[45] ebd, S. 56 (kursiv dort)

[46] ebd, S. 56

[47] ebd, S. 57

[48] ebd, S. 56

[49] „Die Prediger selbst lernten ihre Zuhörer, ihre Schwachheiten oder ihr Zunehmen in der Lehre der Gottseligkeit kennen“ (ebd, S. 57).

[50] ebd, S. 57

[51] ebd, S. 57

[52] ebd, S. 58

[53] T. Messner, aaO, S. 46
[54] „Niemand wird sein, der etwa fleißig in Luthers Schriften gelesen hat, der nicht beobachtet haben sollte, mit welchem Ernst der selige Mann solches geistliche Priestertum getrieben hat“ (Ph. J. Spener, aaO, S. 59).
[55] ebd, S. 59
[56] ebd, S. 60
[57] ebd, S. 60
[58] ebd, S. 60
[59] ebd, S. 60
[60] ebd, S. 61
[61] M. Brecht, Spener, S. 297
[62] Ph. J. Spener, aaO, S. 61
[63] ebd, S. 61
[64] M. Brecht, Spener, S. 297f.
[65] Ph. J. Spener, aaO, S. 61
[66] ebd, S. 61
[67] Erich Beyreuther beschreibt die geistliche aktivierende Atmosphäre, die sich von Frankfurt aus in der Evangelischen Kirche in Deutschland ausgebreitet hat, wobei sein Blick über Spener hinausgeht: „Es lohnt sich der Einsatz. Das wirkte sich nach den verschiedenen Richtungen positiv aus. Es wurde ein Aktivismus im Protestantismus, auf Deutschland gesehen, wach wie in den Tagen der Reformation, ein neues Beginnen, das langsam die reine Pastorenkirche zu verwandeln begann. Es sammelten sich jetzt vielerorts Männer und Frauen, vorwiegend aber Jugend, die nun ‚das allgemeine Priestertum aller Gläubigen’ zu praktizieren versuchten. Die Werke der Äußeren Mission, der Judenmission, der freien Liebesarbeit begannen im Protestantismus zeichenhaft einzusetzen. Selbst der Adel blieb nicht unberührt, sondern übernahm oft mit den Geistlichen die Führung in dieser Aktivierung des Protestantismus“ (aaO, S. 99).
[68] Ph. J. Spener, aaO, S. 61
[69] ebd, S. 62
[70] ebd. S. 62
[71] ebd, S. 62
[72] ebd, S. 62
[73] ebd, S. 62
[74] ebd, S. 62
[75] Typisch dafür ist das, was Paul Gerhardt in jenen Jahren in Berlin scharf formuliert: „Daß die Reformierten Christen meine Mitchristen, meine Mitbrüder sind, das leugne ich. Ich kann die Calvinisten nicht für Christen halten“ (in: Christian Bunners, Paul Gerhardt, Weg - Werk - Wirkung, Berlin 1993, S. 88).
[76] Ph. J. Spener, aaO, S. 63
[77] ebd, S. 63
[78] ebd, S. 63
[79] ebd, S. 63f.
[80] ebd, S. 64
[81] ebd, S. 64
[82] ebd, S. 64
[83] ebd, S. 64
[84] ebd, S. 64
[85] ebd, S. 65
[86] ebd, S. 65 (kursiv dort)
[87] ebd, S. 66
[88] M. Brecht, Spener, S. 308f.
[89] Ph. J. Spener, aaO, S. 66
[90] ebd, S. 68
[91] ebd, S. 68
[92] ebd, S. 69 - „Wer an Geschicklichkeit wächst und nicht an guten Sitten, der schreitet rückwärts, nicht vorwärts“ (ebd).
[93] ebd, S. 70
[94] ebd, S. 69
[95] ebd, S. 70 (kursiv dort)
[96] ebd, S. 73; Spener bezeichnet den Mentor als „treuen Handleiter“ (ebd)
[97] „Der fromme Student soll in seiner Karriere den anderen vorgezogen werden“ (Martin Brecht, Pfarrer, S. 215).
[98] Ph. J. Spener, aaO, S. 71
[99] ebd, S. 76
[100] ebd, S. 72
[101] ebd, S. 72
[102] ebd, S. 74
[103] Diese geben „nur dem Ehrgeiz des alten Adam viel und bequemes Futter“ (ebd, S. 74). Aber „den lüsternen Geistern mit ihrem Fürwitz (soll) mit Ernst Einhalt“ geboten werden (ebd, S. 73).
[104] ebd, S. 73
[105] T. Messner, aaO, S. 42
[106] Ph. J. Spener, aaO, S. 75
[107] ebd, S. 75
[108] ebd, S. 76
[109] ebd, S. 77
[110] M. Brecht, Pfarrer, S. 216
[111] ebd, S. 218
[112] Ph. J. Spener, aaO, S. 77
[113] ebd, S. 77
[114] ebd, S. 77
[115] ebd, S. 77
[116] ebd, S. 77
[117] ebd, S. 77
[118] ebd, S. 78
[119] M. Brecht, Pfarrer, S. 288
[120] Ph. J. Spener, aaO, S. 19f.

Buchrezension

Douglass, Klaus:

Die neue Reformation: 96 Thesen zur Zukunft der Kirche

Stuttgart: Kreuz 2001

Dr. Klaus Douglass ist einer der Pfarrer, die schon seit längerer Zeit in Deutschland neue Wege der Gemeindearbeit beschritten haben. So ist sein Name mit Gottesdiensten für Kirchendistanzierte in Niederhöchstadt bei Frankfurt/M. verbunden, den „GoSpecials“. In den „96 Thesen“ legt er seine Vision von Kirche vor. Der etwas provozierende, grundstürzend klingende Titel wird von ihm selbst relativiert. Er will keineswegs die Reformation von 1517 ablösen. Vielmehr will er zu diesen Wurzeln zurück, allerdings unter konsequenter Beachtung gegenwärtiger kultureller Kontexte. Das aber erfordert mehr als ein paar punktuelle Veränderungen, mehr also als eine Reform. Es braucht ein völliges Umdenken, andere Prioritätensetzungen und daraus folgend auch eine andere Praxis - eben eine neue Reformation.

Der Autor sieht eine Krise der Kirche, die er jedoch als Chance begreifen will: „Ich jedenfalls gehe davon aus, dass unsere evangelische Kirche ihre besten Tage nicht *hinter*, sondern noch *vor* sich hat.“ Ausgehend von einer notwendigen Rückkehr zur reformatorischen Mitte erhebt er eine Reihe von Forderungen, die auch sonst im Gemeindeaufbau begegnen: Es braucht lebendige Spiritualität, eine Konzentration auf den geistlichen Auftrag und eine Befreiung des Gottesdienstes von liturgischem Ballast. Alle Gemeindeglieder müssen aktiviert, Strukturen verändert und der Pfarrerberuf neu definiert werden. Das Miteinander soll in kleinen Gruppen entwickelt werden und von Liebe bestimmt sein.

Traditionelle Formen und verfestigte Vorschriften werden massiv und nicht ohne Ironie hinterfragt. Das eigene Urteil soll leitend sein: „Diene deiner Kirche, aber gehorche ihr nicht.“ Diese unabhängige Haltung wird jedoch nicht auf das Bewusstsein eigener Fähigkeiten gegründet, sondern auf die überlegene Kraft Gottes, die keine Kirche ausschöpfen kann: „Wir dürfen gerne gering von *uns* denken, aber wir dürfen nicht gering von *Gottes Möglichkeiten* mit uns denken.“

Viele Einsichten decken sich mit den Anliegen der pietistischen Tradition und der evangelikalen Bewegung. Von daher erscheint nicht alles völlig neu und revolutionär. In der Umsetzung dieser Anliegen ist die Gemeinschaftsbewegung allerdings kaum so weit vorangekommen, dass sie dafür keiner Impulse bedürfte. In erster Linie spricht das Buch jedoch in den landeskirchlichen Kontext hinein. Insofern ist es am spannendsten für einen Leser, der über den eigenen Kreis hinaus auch den Blick für die ganze übrige Kirche hat. Wer das Gnadauer Anliegen teilt, unsere Kirche geistlich und strukturell zu erneuern, wird in diesem Buch die gleiche Leidenschaft entdecken sowie fantasievolle Impulse und plausible Perspektiven.

Martin Leupold

Entgelt bezahlt

Aus der Geschäftsstelle

Liebe Schwestern und Brüder,
eine neue *akzente*-Ausgabe geht ins Land. Mit ihr die Nachrichten aus der Geschäftsstelle. Mit dem Monatsspruch für den Monat Mai, einem grundlegenden Wort für unsere Gemeinschafts-, Verkündigungs- und Seelsorgearbeit, grüße ich alle ganz herzlich aus Greifswald:

Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. (Apg 2,42)

Euer Karl-Heinz Schlittenhardt

- Das Fest der **Goldenen Hochzeit** feiern am
  09.04. Christian und Emilie Rührlechner, Kirchweg 3, 67806 Rockenhausen
  16.04. Lothar und Christa Trommer, In den Wiesen 8, 75365 Calw
  23.04. Horst und Hildegard Kühne, Sohnreyweg 3, 29229 Celle
  12.05. Werner und Erika Leichsenring, Sonnenwinkel 3, 08118 Hartenstein
  14.05. Alfred und Ilse Borkowski, Str. d. Freundschaft 50, 39517 Lüderitz
  10.06. Harri und Helga Wilbrandt, Wiesenweg 3, 23911 Ziethen

- Ihre **Silberne Hochzeit** feiern am
  07.06. Kuno und Annekäthi Kallnbach, Heimbachweg 18b, 34626 Neukirchen/Knüll
  19.06. Hartmut und Dorothea Dauth, Hainstr. 20, 63486 Bruchköbel
  20.06. Karlheinz und Carmen Kremer, Wiesenstr. 9, 57586 Weitefeld
  Burkhard und Annette Weber, Am Nordpark 16, 42281 Wuppertal

Den Jubilaren wünschen wir Gottes Segen und grüßen sie mit Psalm 48,15:
„Wahrlich, das ist Gott, unser Gott für immer und ewig. Er ist's, der uns führt."

- In den vergangenen Wochen wurde uns der **Heimgang** folgender Geschwister bekannt:

Name	Vorname	Ort	geboren	gestorben
Kunstmann	Siegfried	Lichtenstein	08.03.1922	21.09.2004

Inmitten aller Vergänglichkeit dürfen wir mit dem Wissen leben: ***„Denn da bin ich ganz sicher: Weder Tod noch Leben, ... oder sonst irgendetwas können uns von der Liebe Gottes trennen, die er uns in Jesus Christus, unserem Herrn, bewiesen hat." (Röm 8,38/Hfa)***

- Als **neue Mitglieder** in der RGAV-Dienstgemeinschaft begrüßen wir ganz herzlich
  Frank Vogt, Str. d. 18. März 12, 08340 Schwarzenberg
  Heiko Basche, Senftenberger Str. 31, 01979 Elsterwerda
  Toralf Mantei, Zillestr. 6, 08209 Auerbach/Vogtl.
  Matthias Bechert, Rathausstr. 31, 19322 Wittenberge

- **Termine**, die man sich vormerken sollte:
  24. – 27.04.2006 Hauptkonferenz in Krelingen, Geistliches Rüstzentrum